

STEINE SPRECHEN

ZEITSCHRIFT DER ÖSTERREICHISCHEN GESELLSCHAFT FÜR
DENKMAL- UND ORTSBILDPFLEGE

Wien, im Oktober 2019

Nr. 154 (Jg. LVIII)



Inhalt

Editorial	3
Interview mit Präsident Dr. Christoph Bazil für Steine sprechen	4
ICOMOS und die UNESCO Welterbestätten in Österreich Caroline Jäger-Klein	7
Zur Gegenwart der Vergangenheit – Urbane und museale Transformationen in Budapest von 1800 bis heute Manfred Koller	18
Die Österreichischen Bundesgärten Maria Auböck	30
Der Chorbau von St. Stephan in Wien. Architektur und Schriftquellen Alfred Fischeneder-Meiseneder	35
Neobarock und Luxusgefühl. Das Palais Sturany in Wien Enikő Tóth	42
Bothe & Ehrmann. Chronologie eines Architekturjuwels Stefan Üner	52
Buchbesprechungen	58
Berichte über Aktivitäten der Gesellschaft	64
Nachruf auf Hofrat Univ.-Dozent Dr. Werner Kitlitschka (1938–2018)	66
Autorenverzeichnis	67
Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege	68
Impressum	68

Umschlagabbildung:

Schweizertor, Wiener Hofburg, Foto: Christian Chinna

Editorial

Transformationen

Seit langem hatte die Redaktion unserer Zeitschrift die Absicht, eine Ausgabe dem Thema *Transfigurationen* zu widmen. In ungeahnter Weise haben sich nun Neuerungen ereignet, die dieses Schlagwort auf die aktuelle Situation der Denkmalpflege in Österreich anwenden lassen: Die wichtigsten Funktionen sowohl des staatlichen Denkmalschutzes als auch der österreichischen Gruppe der größten internationalen nicht staatlichen Organisation für Denkmalpflege wurden neu besetzt. Wir freuen uns, in der vorliegenden Ausgabe den soeben ernannten Präsidenten des Österreichischen Bundesdenkmalamts Ministerialrat Dr. Christoph Bazil sowie auch die neu gewählte Präsidentin von ICOMOS AUSTRIA Univ.-Prof. Dr. Caroline Jäger-Klein vorzustellen, die beide mit grundsätzlichen Stellungnahmen zu ihren neuen Funktionen hier zu Wort kommen.

Nicht ohne Absicht zeigt unser Titelbild das *Schweizertor* der Wiener Hofburg. Seit den unter der Leitung von Universitätsprofessor Dr. Artur Rosenauer durchgeführten und in fünf umfangreichen Bänden 2012–2018 publizierten Forschungen gilt die Hofburg in Wien als der am besten untersuchte und interpretierte profane Baukomplex der Bundeshauptstadt. Die Ergebnisse dieser Forschungen zeigen ein bemerkenswertes, kennzeichnendes Bild: Trotz der Vielzahl von Veränderungen im Lauf der achthundertjährigen Baugeschichte von der Kastellburg zur Kaiserresidenz und darüber hinaus bewahrte die Burg stets ihre unverkennbare Identität. Unter den Überbauungen der Renaissance und des Barock verbirgt sich noch die Bausubstanz des mittelalterlichen Kastells aus dem 13. Jahrhundert, im Komplex der einstigen Hofstallungen hat das *Museumsquartier* die Zeichen des 20. Jahrhunderts gesetzt. Das *Schweizertor* erhebt sich an der Stelle des ursprünglichen Eingangs in die Burg. Über diesem errichtete Kaiser Friedrich III. eine Kapelle, die heute nicht mehr besteht. Nun liegt hier im obersten Stock das Büro des Bundesdenkmalamts, genauer das Arbeitszimmer des neuen Präsidenten.

Soll der prophetische Ausspruch eines Protagonisten im Roman *Il Gattopardo* von Giuseppe Tomasi di Lampedusa Recht behalten: *Wenn wir wollen, dass alles so bleibt, wie es ist, dann ist es nötig, dass alles sich verändert?* Ist also die Bewahrung das Ziel, die Veränderung der Weg?

Große Veränderungen standen an der Schwelle neuer Stilbewegungen, wie der gotische Neubau des Chores der Wiener Stephanskirche, der jedoch den spätromanischen Bestand des Westbaues bewahrte. Er ist in der neueren Forschung Gegenstand reger Diskussionen unter den Kunsthistorikern, zu welchen in diesem Heft der Wiener

Architekturhistoriker Alfred Fischeneder-Meiseneder Stellung nimmt.

Transformationen haben die Entwicklung der Stadt Budapest vom Mittelalter bis heute geprägt. Mit einem analytischen Blick auf die geschichtliche Vergangenheit und der aufmerksamen Beobachtung der jüngsten Veränderungen entwirft Manfred Koller in dieser Ausgabe ein breit angelegtes Bild, von den Anfängen der Burgstadt Buda mit dem Königsschloss am Westufer der Donau über die Entstehung der Leopoldstadt, Theresienstadt und Josefsstadt an der Ostseite, über die Entwicklung dieser Bezirke zur Bürgerstadt Pest bis zum Zusammenwachsen zur Großstadt Budapest, in der die Donau nicht mehr als trennendes Element wahrgenommen wird, sondern als Vermittlerin einer beispiellosen städtebaulichen Harmonie. Gegenwärtig erfährt aber auch die Museumslandschaft der Stadt Budapest eine Neuordnung, die einen wissenschaftlich weiter entwickelten Blick auf die Kunst- und Kulturgeschichte Ungarns eröffnet.

Maria Auböck nimmt das Hundertjahrjubiläum der Bundesgärten in Österreich zum Anlass, die Geschichte der verantwortungsvollen Bewahrung der großen Gartenkunstwerke, wie der Parks der Schlösser Schönbrunn und Belvedere, des Augartens in Wien, des Hofgartens in Innsbruck sowie von Schloss Ambras zu beleuchten. Hier ist es zu einer weitgehenden organisatorischen Transformation gekommen, die vom Wirken der Hofgärtner in kaiserlichem Auftrag bis zur heutigen Verwaltungseinheit, welche sich auf drei Institutionen des Landwirtschaftsministeriums stützt stattgefunden hat und die den vielfältigen heutigen Anforderungen, vom Tourismus über Sport und Spiel bis zur Berufsausbildung und zum botanischen Spezialistentum gerecht wird.

Epochale Bedeutung hatte die urbanistische Erneuerung Wiens durch die Anlage der Ringstraße, deren kulturgeschichtliche und künstlerische Stellung heute weltweit bewundert wird. Indessen wird der Wert dieses Werkes auch darin erkannt, dass dadurch die historische Substanz der Altstadt Wiens bewahrt und geschützt werden konnte. Ein Beitrag zur Baugeschichte eines bemerkenswerten Ringstraßenpalais von der ungarischen Kunsthistorikerin Enikő Tóth setzt unsere Serie der vertiefenden Studien zu diesem Thema fort.

Mario Schwarz

Interview mit Präsident Dr. Christoph Bazil für Steine sprechen

September 2019



Abb. 1 Dr. Christoph Bazil, seit 2019 Präsident des Österreichischen Bundesdenkmalamts Foto: © Iwana Dzoic

Steine sprechen: Können Sie uns schon mitteilen, welche Schwerpunkte Sie Ihrer Amtsführung geben wollen?

Dr. Bazil: Ein klares Ziel ist, dass wir das Bundesdenkmalamt in der allgemeinen Wahrnehmung wieder als das platzieren, was es ist: Das österreichische Service- und Kompetenzzentrum für die Erhaltung unseres kulturellen Erbes. Wir haben Aufgaben in ganz Österreich, in jedem Bezirk, in jeder Gemeinde, in jedem Tal gibt es zumindest ein Denkmal. Das ist – glaube ich – auch ein Alleinstellungsmerkmal gegenüber anderen Kultureinrichtungen. Wir müssen daher unsere Ressourcen optimal einsetzen, unsere internen Prozesse durchdenken und unsere Kommunikation nach außen besser strukturieren. Das sind Fragen, die sich jede Organisation immer wieder stellen muss: Tun wir die richtigen Dinge? Aber vor allem: Tun wir sie richtig?

Steine sprechen: Das Bundesdenkmalamt musste in den letzten Jahren Budgetkürzungen und Personalmangel verkraften. Die umfangreichen Aufgaben der Forschung konnten teilweise nur durch Auslagerung an Vertragsbedienstete und freie Mitarbeiter bewältigt werden. Hat sich dieser Ausweg bewährt, wird man diesen Weg weiter beschreiten und auch für die laufende Kontrolle von Restaurierungsprojekten ausbauen?

Dr. Bazil: Im Bundesdenkmalamt gibt es unglaublich viel Engagement, viele Ideen für Projekte und viel Kreativität. Geld und Personal sind immer zu wenig da, wenn man etwas tun will. Es hat aber keinen Sinn sich darauf auszureden. Wir müssen sagen, was wir tun wollen und welche Ressourcen wir dafür brauchen. Dann werden wir auch bei den Ressourcen erfolgreich sein. Das Bundesdenkmalamt hat aber immer auch Leistungen zugekauft oder ist Kooperationen eingegangen. Das ist ganz normal, fördert den Austausch zwischen dem Amt, anderen Einrichtungen und frei arbeitenden Kolleginnen und Kollegen. Die laufende Betreuung von Baustellen ist jedoch eine Kernaufgabe des Bundesdenkmalamtes und zeitintensiv. Hier habe ich ein besonderes Augenmerk auf die Personalsituation, die nicht einfach ist – und übrigens nie einfach war. Es geht aber nicht nur um die aktuelle Situation, sondern auch um die Personalentwicklung. Welche Stellen werden wir in drei, in fünf oder in zehn Jahren nachbesetzen müssen? Geben wir den Kolleginnen und Kollegen genügend Möglichkeiten sich fachlich weiterzubilden, Managementfähigkeiten anzueignen, ihre Verhandlungs- und Vermittlungsfähigkeiten auszubauen?

Steine sprechen: Das Bundesdenkmalamt verfügt in der Österreichischen Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege

über ein hervorragendes, international hoch geschätztes Publikationsorgan. Viele Jahre hindurch wurde dieses Medium erfolgreich eingesetzt, um von den Landeskonservatoraten Leistungsberichte zu veröffentlichen, welche die Tätigkeit des Amtes in der Art einer eindrucksvollen Öffentlichkeitsarbeit sichtbar gemacht haben. Soll unter Ihrer Führung von dieser Möglichkeit wieder Gebrauch gemacht werden?

Dr. Bazil: Die Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege ist unser wissenschaftliches Publikationsorgan und damit nicht nur ein international anerkanntes Aushängeschild des Bundesdenkmalamtes, sondern eines der Herzstücke für unsere Grundlagenarbeit. Wir haben dort Themenschwerpunkte und Dokumentationen zu unseren Fachtagungen. Die laufenden Tätigkeiten greifen wir z. B. auf der Homepage mit dem „Denkmal des Monats“ und – in Printform – mit der Reihe „Wiederhergestellt“ auf. Dann haben wir noch die Reihe „Fokus Denkmal“, die sich einzelnen Denkmälern umfassender widmet und mit sich an viele Interessierte richtet. Ein paar Einblicke in das laufende Geschehen geben wir auf Facebook und Instagram. Die Zeitschrift „Denkmal heute“, die wir mit dem Verein der Denkmalfreunde machen, zeigt Leistungen des Bundesdenkmalamtes und der vielen Eigentümerinnen und Eigentümer und privaten Initiativen.

Steine sprechen: *Die Denkmalforschung hatte in der Geschichte des Bundesdenkmalamtes eine wichtige Stellung. Es bestand am Bundesdenkmalamt ein prestigereiches Institut für Österreichische Kunstforschung. Welchen Stellenwert wird dieser Forschungsbereich neben der Behördenfunktion des Amtes haben?*

Dr. Bazil: Ohne die Erforschung der Grundlagen können wir nichts erhalten. Die Erforschung der Denkmäler war der Anfang der staatlichen Denkmalpflege in Österreich und stand sogar im Namen unserer Vorgängerinstitution. Der Aufgabenbereich des Bundesdenkmalamtes wird anschaulich im Wirkungskreislauf „Erforschen – Schützen – Erhalten – Vermitteln“ abgebildet. Forschung und Erhaltung bedingen einander. Es geht auch um die Forschung in den weiten Bereichen der Konservierung, Restaurierung oder in der Archäologie. Das ist unabdingbar, wenn wir sachliche Grundlagen für unsere Entscheidungen haben wollen. Ohne die wissenschaftlichen Grundlagen kann es keinen einheitlichen, objektivierbaren Vollzug des Denkmalschutzgesetzes geben. Dass der klingende Name „Institut für Österreichische Kunstforschung“ vor etwa 40 Jahren gekübelt wurde, kann man bedauern. Das ändert aber nichts daran, dass diese Forschung auch heute bei uns stattfindet.

Steine sprechen: *Es wird vielfach bemängelt, dass wichtige historische Park- und Gartenanlagen bisher nicht unter Denkmalschutz gestellt werden konnten, weil eine gesetzlich festgelegte Gesamtzahl von denkmalgeschützten Gärten in Österreich nicht überschritten werden dürfen. Sehen Sie eine Möglichkeit, Garten- oder Parkanlagen*

unter Schutz zu stellen, für deren Erhaltung öffentliches Interesse konstatiert wurde?

Dr. Bazil: Die Bundesverfassung sieht hier eine Grenze zwischen den Kompetenzen des Bundes und der Länder vor, das hat der Verfassungsgerichtshof im Jahr 1964 eindeutig so festgestellt. Ob die Regelung, die 1999 in das Denkmalschutzgesetz gekommen ist, ein besonderer Geniestreich war, möchte ich nicht beurteilen. Von den im Gesetz genannten 56 Park- und Gartenanlagen fehlen uns noch einige private Anlagen, ich möchte da gerne in Gespräche eintreten. Mit etwas Glück gelingt uns vielleicht in Abstimmung mit den Ländern und Gemeinden noch der eine oder andere Schritt. Das Bundesdenkmalamt braucht aber nicht **alleine** und für alles zuständig sein, es haben eben auch die Länder und Gemeinden eine Verantwortung für unser Kulturerbe. Park- und Gartenanlagen zeigen, dass wir über den Tellerrand der „Zuständigkeit“ denken müssen.

Steine sprechen: *Von Architektenseite fragt man sich, in welcher Weise in Zukunft Verfahren bei Anträgen auf Änderung eines Baudenkmales behandelt werden. Man hofft auf die Wiedereinführung der Wertanalyse bzw. von Bewertungsplänen nach der Bauuntersuchung und vor der Behandlung von Änderungsanträgen, um verstärkte Rechtssicherheit zu schaffen. Werden Sie in Änderungsfällen selbst entscheiden, oder weiterhin die jeweiligen Referenten frei entscheiden lassen?*

Dr. Bazil: Sie sprechen ein wichtiges Thema an. Das Bundesdenkmalamt hat bereits im Jahr 2016 eine umfangreiche Richtlinie für bauhistorische Untersuchungen erstellt, die auf der Homepage zum Download bereit steht. Hier sind Grundlagen für bauhistorische Untersuchungen festgelegt; dadurch werden alle besonderen Merkmale eines Baudenkmales erkennbar wie zum Beispiel Baualterphasen. Die Entscheidungen über Veränderungsanträge werden in den jeweiligen Abteilungen getroffen. Die Abteilungsleiterinnen und Abteilungsleiter haben daher eine hohe Führungsverantwortung gegenüber den Referentinnen und Referenten, die die Entscheidungen vorbereiten. Damit wir die Einheitlichkeit für ganz Österreich sicherstellen, bauen wir ein vorausschauendes und ein nachprüfendes Monitoring auf. Wir sind in den Entscheidungen nicht „frei“, sondern wägen ab und vollziehen das Denkmalschutzgesetz. Mit den fachlichen Standards und unseren anderen Grundlagen ergibt sich so eine Entscheidungsmatrix. Alles andere wäre Willkür, würde einem Rechtsstaat nicht entsprechen, aber auch nicht der Ernsthaftigkeit, mit der wir um Lösungen ringen.

Steine sprechen: *Die herrschende Rechtsunsicherheit, die Möglichkeit und die Art der Interventionen bei Veränderungen an Baudenkmalern betreffend, führt dazu, dass es bei der Bewertung von Liegenschaften unter Denkmalschutz zu Abschlüssen kommt, obwohl dadurch eine besondere Wertigkeit des Objekts beurkundet*

wird. Was wollen Sie gegen diese Rechtsunsicherheit unternehmen?

Dr. Bazil: Ich weiß nicht, warum Sie von Rechtsunsicherheit sprechen. Wie ich vorhin versucht habe zu erläutern, es gibt eine Entscheidungsmatrix und wir arbeiten daran, die einheitliche Vollziehung des Denkmalschutzgesetzes in ganz Österreich noch besser sicherzustellen. Nebenbei bemerkt: Das Bundesdenkmalamt erlässt pro Jahr über 4.000 Bescheide, davon werden vielleicht 10 bis 20 bei den Verwaltungsgerichten angefochten. Ich sehe nicht, wo hier Rechtsunsicherheit herrscht. Leider gibt es offenbar bei der Bewertung von Liegenschaften dennoch einen schematischen Abschlag. Das halte ich so nicht für gerechtfertigt. Gebäude, die unter Denkmalschutz stehen, haben etwas Besonderes. Das kann sich auch in ihrem wirtschaftlichen Wert ausdrücken. Wir haben gerade ein Projekt mit der Donau-Universität Krems und entwickeln ein Papier zur Wertermittlung von denkmalgeschützten Immobilien. Wir werden – hoffe ich – damit zeigen können, dass die Bewertung auch von Liegenschaften mit geschützten Denkmalen differenziert und nach einer Vielzahl von Parametern vorzunehmen ist. Den nicht sehr kreativen schematischen Abschlägen wollen wir damit etwas entgegensetzen.

Steine sprechen: *Der Denkmalschutz stellt einen Eingriff in das Eigentum dar und verursacht darüber hinaus im öffentlichen Interesse einen oft beträchtlichen Erhaltungsaufwand, der über diesen Aufwand hinaus die steuerliche Absetzbarkeit aller Instandhaltungs- oder Instandsetzungs- und Betriebskosten gefährdet, oder gar unmöglich machen kann, wenn durch diese höheren Ausgaben kein Gewinn erzielt werden kann (Liebhabeiverordnung). Der Denkmalbeirat hat diesbezüglich vor Jahren einen Vorschlag erarbeiten lassen, der bei steuerlicher Entlastung der Denkmalbesitzer dem Fiskus durch kontrollierte Facharbeit sogar Mehreinnahmen erbracht hätte. Beabsichtigen Sie, sich im Interesse der Baudenkmale und der Denkmalbesitzer um eine Entlastung der Denkmalbesitzer zu bemühen?*

Dr. Bazil: Die Entlastung für Eigentümerinnen und Eigentümer ist eine wesentliche Frage, die das Bundesdenkmalamt schon sehr lange beschäftigt. In Deutschland gibt es für Investitionen von privaten Denkmaleigentümern steuerliche Begünstigungen, die offenbar genutzt werden und gut wirken. Mir hat ein Kollege aus Deutschland gesagt: „In Deutschland ist das eigentliche Denkmalschutzgesetz heute das Einkommensteuergesetz!“ Da gibt es also ein Modell, das sollten sich bei uns mehr Entscheidungsträger anschauen. Als Präsident des Bundesdenkmalamtes habe ich mich für die Erhaltung unserer Denkmale einzusetzen und daher auch für die Eigentümerinnen und Eigentümer, die ihre Denkmale erhalten wollen. Für welche Maßnahmen sich eine Bundesregierung und das Parlament entscheiden, ist aber Teil der Steuerpolitik. Wir bringen aus unserer Perspektive Argumente vor.

Steine sprechen: *Wie kann nach Wegfall der Grenzkontrollen im EU-Raum die illegale Ausfuhr von österreichischem Kunstbesitz kontrolliert oder verhindert werden?*

Dr. Bazil: Der Europäische Binnenmarkt besteht seit 1994. Seit damals gibt es für den inner-europäischen Handel mit Kulturgütern ein Regelsystem, das nicht nur einen gegenseitigen Informationsaustausch bringt, sondern auch Rückgabeansprüche beinhaltet. Der illegale Handel mit Kulturgütern ist weltweit eine Gefahr, ich sehe aber für den innereuropäischen Verkehr kein akutes Bedrohungsszenarium. Im Gegenteil, das System scheint gut zu wirken, auch wenn sich reiche Staaten, wie Österreich, hier immer etwas leichter tun. Auf internationaler Ebene gibt es eine einschlägige Konvention der UNESCO gegen den illegalen Handel und die EU hat 2018 eine Verordnung über die Einfuhr von Kulturgütern nach Europa beschlossen. Damit soll verhindert werden, dass illegal ausgeführte Kulturgüter in die EU gelangen. Die Verordnung tritt in den nächsten Jahren schrittweise in Kraft. Aber klar ist: Wenn der Markt die Herkunftskette der Kulturgüter zu wenig beachtet, werden wir auch Waren anziehen, die in einem Schritt der Kette illegal ausgeführt oder ausgegraben wurden. Andererseits wirkten die Diskussionen über den illegalen Handel auch preismindernd oder manche Waren mit mangelhafter Provenienz werden sogar unverkäuflich. Eine gute Provenienz wird daher immer mehr von Bedeutung, nicht nur aus ethisch-moralischen Gründen, sondern auch aus wirtschaftlichen Erwägungen.

Steine sprechen: *Welche Möglichkeiten sehen Sie für eine sachdienliche und gedeihliche Zusammenarbeit zwischen dem Bundesdenkmalamt und den mittlerweile schon zahlreich gewordenen Institutionen und Initiativen zu Denkmalschutzfragen, die sich in den Medien mehr und mehr zu Wort melden?*

Dr. Bazil: Ich sehe die vielen Initiativen, wie auch die vielen Eigentümerinnen und Eigentümer, als unsere Verbündeten. Mag sein, dass wir nicht alles erfüllen können, was gewünscht wird, in beide Richtungen: Manches können wir nicht ermöglichen, manches können wir nicht verhindern. Vielleicht ist auch manchmal die Erwartung an die Wirkung eines Bescheides oder an die Macht eines Gesetzes überzogen. Ein Bescheid alleine hat noch nie ein Denkmal revitalisiert. Das Bundesdenkmalamt ist aber nicht für alles zuständig, um das es schad' wäre. Wir brauchen eine Gesellschaft, wir brauchen Menschen, denen unser Kulturerbe etwas wert ist, die sich engagieren, die ihre Zeit opfern, Ideen einbringen und an die Zukunft denken, damit die Rahmenbedingungen stimmen. Aber da bin ich sehr optimistisch: Es gibt viele Menschen, viele Vereine, viele Initiativen, die in ganz Österreich das tun, was unmittelbar notwendig ist, um unser Kulturerbe zu erhalten: Zupacken!

Steine sprechen: *Wir sind für Ihre Beantwortung unserer Fragen sehr dankbar.*

ICOMOS und die UNESCO Welterbestätten in Österreich

Vortrag an der Technische Universität Wien vom 28.11.2018

Caroline Jäger-Klein



Abb. 1: Der denkmalgeschützte und 1998 in das UNESCO Welterbe aufgenommene Große Beginenhof in Leuven/Louvain, Belgien beherbergt seit 1962 einen Teil der Katholische Universität Leuven, die ihn nach den internationalen Denkmalschutzrichtlinien, die sie maßgeblich mitentwickelt und weltweit vermittelt, für diese Neunutzung restaurierte und adaptierte. Foto: Jäger-Klein, September 2016

ICOMOS und das UNESCO Welterbe in Österreich – Tradition und Zukunft

ICOMOS (International Council on Monuments and Sites) ist als 1965 gegründete Organisation etwas älter als die UNESCO Welterbekonvention aus dem Jahre 1972 und deutlich älter als das erst 1992 errichtete UNESCO Welterbezentrum in Paris. Dennoch stehen ICOMOS und der UNESCO-Welterbe-Gedanke von Anfang an miteinander in enger personeller und ideeller Beziehung. Piero Gazzola (*1908 in Piacenza – gest. 1979 bei Verona), italienischer Architekt, Landeskonservator, Festungsforscher, Literaturwissenschaftler, Philosoph und Diplomat, der seit 1952 als Denkmalpflegeexperte in Diensten der UNESCO stand, war von 1965–1975 erster Vorsitzender von ICOMOS, das er gemeinsam mit Roberto Pane und Guglielmo De Angelis D'Ossat kreierte. Gazzola erstellte von 1959–1961 die konservatorischen Durchführungsrichtlinien für die Rettung der alt-ägyptischen Kulturdenkmäler Nubiens (Abb. 2) aus dem neu entstehenden

Nil-Stausee von Assuan. Diese erstmals von mehreren Staaten der Welt getragene Aktion führte zum Bewusstsein, dass die Menschheit ein gemeinsam zu pflegendes Kultur- und Naturerbe besitzt, das nur durch eine länderübergreifende Zusammenarbeit erhalten werden kann.

Der Internationale Rat für Denkmalpflege ICOMOS, eine nicht-staatliche Organisation (NGO) hat aus diesem Zusammenhang sein Hauptquartier in Paris, so, wie auch die UNESCO. Dennoch sind die Rollen der beiden Organisationen bewusst unterschiedlich angelegt. Die UNESCO bindet die einzelnen Nationalstaaten in einem völkerrechtlichen Vertrag an die Welterbekonvention und deren andere Unterzeichnerstaaten. Grundprinzip dahinter ist, dass der Nationalstaat freiwillig der Konvention beitreten muss. Der Nationalstaat verpflichtet sich durch den Vertrag, alles in seinem Hoheitsbereich mögliche zu unternehmen, um sein Kultur- und Naturerbe bestmöglich zu erfassen, zu schützen und zu erhalten. Es steht dem Nationalstaat zu, für sich die Kultur- und Naturgüter



Abb. 2: Die Verlegung der beiden alt-ägyptischen Tempel von Ramses II. in Abu Simbel, um sie aus den Fluten des Assuan-Staudammes zu retten, erfolgte von 1963–1968 durch ein internationales Konsortium, das vom österreichischen Wasserbauspezialisten Walter Jurecka (*1915 in Wien; † 1994 in Salzburg) für Hochtief geleitet wurde. Jurecka studierte und promovierte an der TU-Wien (damals noch TH) mit einem Berechnungsverfahren für bogenförmige Staumauern und war später Professor für Baumaschinen und Baubetrieb an der RWTH Aachen und von 1971 bis 1980 an der TU-Wien. Foto: Jaeger-Klein, Februar 2006

auszuwählen, die es gerne als Welterbe geschützt hätte und zwar in Form einer nationalen „Tentativen Liste“ (tentative list). Ist dieses Erbe jedoch einmal auf die UNESCO-Welterbeliste gelangt, kann es der Nationalstaat einseitig nicht mehr von dieser nehmen, denn es ist nun ein Erbe der gesamten Menschheit und damit auch der anderen Staaten, die die Welterbekonvention unterzeichnet haben.

Als Gegenleistung sichert die UNESCO den Vertragsstaaten ihre weltweite Fach-Expertise und Unterstützung insbesondere bei der Ausbildung von facheinschlägigen Experten zu, Stichwort UNESCO-Chairs auf Universitäten. Österreich hat zwei davon, einen in Salzburg für Tourismus und Natur- und Kulturerbe (Professor Kurt Luger), den anderen ganz neu für Restaurierung in Wien an der Angewandten (Professor Gabriele Krist). Die UNESCO stützt dabei insbesondere ärmere Staaten, die sich sonst den Schutz ihres Kultur- und Naturerbes nicht leisten könnten und zumeist an einem ausgeprägten Mangel an Experten leiden. Sie verfolgt hier sehr deutlich ihr übergeordnetes Ziel: “UNESCO’s aim is to contribute to the building of peace, the eradication of poverty, sustainable development and intercultural dialogue through education, the sciences, culture, communication and information”¹.

Die Rolle von ICOMOS hingegen ist bewusst so konzipiert, dass der Denkmalpflege-Beirat der UNESCO als nicht-staatliche und damit politisch unabhängige Organisation auftritt. Dennoch hat der Unterzeichnerstaat der Welterbekonvention ICOMOS als offiziellen Advisory Body der UNESCO in Sachen Kulturerbe ohne Wenn und Aber anzuerkennen. Von Anfang an gingen die Gründer von ICOMOS und des UNESCO-Welterbes davon aus, dass mit diesem starke politisch-nationalstaatliche Interessen verbunden sein werden, was sich bis heute



Abb. 3: Auf dem Südost-Europa Group Meeting im Oktober 2013 in Wien wurde der Entschluss gefasst, die Gründung einer ICOMOS Gruppe im Kosovo zu unterstützen. Jäger-Klein hat dann konsequent diesen Auftrag durchgeführt. Mittlerweile umfasst die ICOMOS Gruppe im Kosovo etwa 40 Personen und ist damit ungefähr halb so groß wie das derzeitige Nationalkomitee von Österreich. Foto: Jaeger-Klein 2014

in manchen, aus rein fachlicher Sicht unlogischen, Entscheidungen des Welterbe-Komitees bewahrheitet. Um diese auszugleichen, hält sich die UNESCO die unabhängigen Expertenbeiräte ICOMOS für das gebaute Kulturerbe der Menschheit, IC(C)ROM für Museen und Ausgrabungsstätten, sowie die IUCN, die internationale Naturschutzorganisation, für die Naturerbestätten.

Auch wenn ICOMOS im Unterschied zu den beiden anderen Advisory Bodies seine internationale Zentrale in Paris unterhält, ist es strukturell strikt über Nationalkomitees organisiert. Jeder Vertragsstaat der UNESCO-Welterbeorganisation hat das Recht und die Pflicht, seine facheinschlägigen Experten zur Errichtung eines ICOMOS Nationalkomitees zu ermuntern, das dann die in weiterer Folge erklärten und von internationaler Seite klar definierten Aufträge erfüllt. Die Mitgliedschaft in einem Nationalkomitee ergibt sich rein aus der nationalen Zugehörigkeit der mittlerweile über 10.000 ICOMOS-Experten weltweit. Nur, wenn Experten aus Ländern kommen, die als Nationalstaaten seitens der UNESCO nicht anerkannt sind, wie in Europa beispielsweise der Kosovo, werden sie als sogenannte Internationale Mitglieder geführt. Sollte es dem Kosovo aber gelingen, der UNESCO beizutreten, werden diese Mitglieder, die mit dem nationalstaatlichen Vermerk „Kosovo“ versehen sind, unmittelbar aufgefordert, ein Nationalkomitee zu bilden. Übrigens hat die derzeitige ICOMOS Austria Präsidentin 2014 diese „Kosovo-Gruppe“ initiiert (Abb. 3). Mittlerweile haben bei entsprechender Gruppenstärke solche Mitglieder auch einen proportionalen Stimmenanteil in den jährlich stattfindenden General Assemblies von ICOMOS. Jedes Nationalkomitee ist zudem verpflichtet, sich rechtlich korrekt in seinem jeweiligen Nationalstaat als offizielle Gruppierung zu melden. In Österreich, wie in ganz vielen anderen Staaten Europas, kommt dafür nur seine Registrierung als Verein in Frage. Das österreichische Nationalkomitee ist daher seit Mai 2018 ein österreichischer Verein mit Statuten, die sowohl dem nationalen



Abb. 4: Sinnvolle Nachnutzung des mittelalterlichen Castel Vecchio von Verona durch zeitgenössische Einbauten von Carlo Scarpa, 1958–1964.
Foto: Jaeger-Klein, Juli 2000

Vereinsrecht wie auch den internationalen ICOMOS-Statuten entsprechen. Zuvor hatten die führenden Persönlichkeiten des österreichischen Nationalkomitees sich allzu lange als „Anhängsel“ des Bundesdenkmalamtes verstanden. Das kann es keinesfalls sein, denn letztendlich ist das Bundesdenkmalamt dem jeweiligen Bundesminister des Staates weisungsgebunden untergeordnet. Damit war die sehr sinnvolle Konzeption der ICOMOS Gründerväter, ICOMOS als politisch-nationalstaatlich möglichst unabhängig agierenden Expertenrat zu installieren, deutlich untergraben. Dies bedeutet aber auch, dass sich das Nationalkomitee selbst finanziert und sich autark um seine Finanzen kümmert, also nicht an der Infrastruktur des Bundesdenkmalamtes oder der UNESCO Kommission Österreichs hängt, wie einige langjährige Mitglieder, die sich um den neuen ICOMOS-Vorstand im Frühjahr 2018 bewarben, vorschlugen.

Der erste Auftrag von ICOMOS – die Entwicklung internationaler Richtlinien für Kulturerbe

ICOMOS hat einen doppelten Auftrag, einerseits den „die Anwendung von Theorien, Methoden und wissenschaftlichen Verfahren auf die Erhaltung des architektonischen und archäologischen Erbes zu fördern“, und zwar in aller Deutlichkeit basierend „auf den Grundsätzen der Internationalen Charta zur Erhaltung und Restaurierung von Denkmälern und Stätten (Charta von Venedig) von 1964“². Hier stellt sich unmittelbar die Frage, warum so

deutlich auf die Charta von Venedig hingewiesen wird. Dies hängt wiederum mit der Person des Gründers und ersten Vorsitzenden von ICOMOS, Piero Gazzola zusammen. Er hatte gemeinsam mit Roberto Pane, einem weiteren italienischen Architekten, als Fortentwicklung der Charta von Athen (Athens Charter for the Restoration of Historic Monuments) von 1931 eine „Carta internazionale del restauro“ entworfen, die im Zuge des am 31. Mai 1964 auf der Isola di San Giorgio Maggiore in Venedig tagenden zweiten internationalen Kongress der Architekten und Denkmalpfleger gut geheißen und von 23 internationalen Personen für verschiedene Länder und die UNESCO unterzeichnet wurde. Für Österreich unterzeichnete Gertrude Tripp, die spätere Leiterin der Restaurierwerkstätten des Bundesdenkmalamtes. Sie blieb bis zu ihrem Tode Mitglied des Österreichischen Nationalkomitees von ICOMOS und auch die Tochter von Piero Gazzola ist bis heute Mitglied im Nationalkomitee von ICOMOS Austria. Es sei an dieser Stelle gestattet, neben diesen starken personellen Verbindungen von ICOMOS Österreich zu ICOMOS auf die noch stärkeren inhaltlichen Bezüge der österreichischen Denkmalpflege-Tradition und der Charta von Athen 1931 beziehungsweise der Charta von Venedig 1964 hinzuweisen. Gazzola und Pane übernahmen ganz eindeutig die Positionen der österreichischen Denkmal-Theorie, insbesondere zur zentralen Frage des 19. Jahrhunderts nach Kunstwerk oder Denkmal. Alois Riegl (*1858 in Linz – gest. 1905 in Wien) beantwortete als führendes Mitglied der seit 1850 existenten k.k. Zentralkommission für Kunst- und Historische

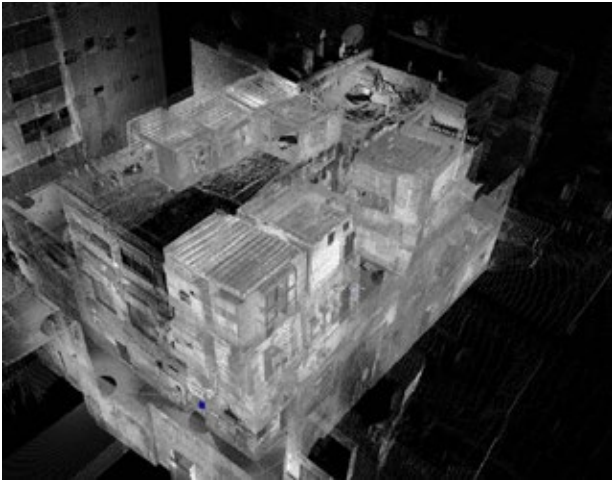


Abb. 5: Die dreidimensionale Punktwolke des historischen Al Nawar Houses in der Altstadt von Jeddah in Saudi Arabien. Das Gebäude wurde von einem Forschungsteam des Instituts für Baugeschichte und Bauforschung im Herbst 2011 mittels modernster High-Tech-Methoden vermessen. Die Auswertung der Vermessungen diente unter anderem als Basis für die 2014 erfolgreich abgeschlossene Aufnahme des historischen Baubestandes der Altstadt von Jeddah in die Liste des UNESCO Weltkulturerbes. Aufnahme mittel Totalstation: Irmengard Mayer, Gudrun Styhler-Aydin, Ulrike Herbig et al., 2011

Denkmale diese Frage bereits in dem 1903 erschienenen fundamentalen Werk „Der moderne Denkmalkultus. Sein Wesen und seine Entstehung“ ganz eindeutig zugunsten des Denkmals, und damit zulasten des Kunstwerks. Die Charten von Athen 1931 und Venedig 1964 bringen diese Aussage nur auf die internationale Bühne.

Dieser erste Auftrag von ICOMOS, auch wenn er nicht so prominent wie der zweite wahrgenommen wird, ist der eigentlich essentielle. Als internationales Experten-Netzwerk entwickelt ICOMOS weltweite Richtlinien und Empfehlungen zu Schutz und Pflege von Einzel- und Flächendenkmälern sowie für Kulturlandschaften, die so konzipiert sind, dass sie in die nationalen Rechtsmaterien sowie die unterschiedlichen administrativen Systeme übernommen werden können. Mittlerweile sind die von ICOMOS und der UNESCO entworfenen Richtlinien und Empfehlungen im Völkerrecht als „soft law“ offiziell anerkannt und werden als solches angewandt, auch wenn, wie leider in Österreich festzustellen, die nationalen Gesetzgebungen dieses (noch) nicht konsequent übertragen haben. So fehlt beispielsweise im österreichischen Denkmalschutzgesetz (DMSG) jeglicher Hinweis auf das UNESCO Welterbe. Selbst der Umgebungsschutz, der in der Charta von Venedig 1964 schon als essentiell angesehen wird, scheint in diesem Bundesgesetz nicht auf. Erst 1999 wurde in das DMSG aufgenommen, was die Charta von Venedig von Anfang an betonte, dass Denkmale auf permanenter Basis nur zu schützen sind, wenn eine „sozial sinnvolle“ Nachnutzung zugelassen wird. (Abb. 4) Was bei diesem Funktionswechsel besonders zu beachten ist, hat das österreichische Denkmalschutzgesetz bis heute nicht wirklich definiert. Hier herrscht dringender Nachholbedarf, denn ICOMOS hat längst durch seine Resolution von Budapest 1972 „Zur Einführung zeitgenössischer

Architektur in historische Bauensembles“ und der Charta von Burra 1979 „Über den denkmalpflegerischen Umgang mit Objekten von kultureller Bedeutung“ die Aussagen der Charta von Venedig dort nachgeschärft, wo es inhaltlich und im Ausdruck notwendig erschien.

ICOMOS unternimmt weiter periodisch eine kritische Betrachtung zur Aktualität der Charta von Venedig, so wie es sich für ein verantwortungsvolles Expertengremium gehört. Umgesetzt werden dergleichen Aufgaben von ICOMOS innerhalb der etwa 30 wissenschaftlichen Komitees (International Scientific Committees – ISC) zu verschiedenen Themengruppen von Unterwasserarchäologie über Festungsforschung bis zum Schutz und Erhalt des industriellen oder vernakulären Kulturerbes der Menschheit. Jedes ICOMOS Mitglied ist zur Mitarbeit in einem dieser wissenschaftlichen Komitees definitiv aufgefordert. Das größte davon, CIPA – Heritage Documentation, ist übrigens ganz wesentlich durch österreichische Wissenschaftler und höchst aktive ICOMOS Mitglieder mitbegründet und nach wie vor geprägt. Hier treffen sich die Fachdisziplinen der Photogrammetrie und Fernerkundung mit Baugeschichte, Bauforschung, Denkmalpflege-Inventarisierung und Archäologie-Bodenprospektion vor allem zum Austausch über die technischen Möglichkeiten der sinnvollen, nachhaltigen, mittlerweile dreidimensionalen Erfassung des kulturellen Erbes der Menschheit in Plänen und Punktwolken (Abb. 5). Aktuell wird an einem „Digital Height Models for World Heritage Sites“ geschnitten, ein Thema, das gerade für Wien und seine beiden UNESCO Welterbestätten [sic!] von essentieller Bedeutung ist. Insbesondere Wissenschaftler aus Technische Universitäten spielen darin eine wesentliche Rolle. Damit sei auch klargestellt, dass ICOMOS keine „offene“ NGO ist, der jeder beitreten kann, der Interesse für den Schutz- und Erhalt des Kulturerbes anmeldet. ICOMOS ist ein facheinschlägiges Experten-Netzwerk mit hohem universitärem Bezug. Anders kann es seiner eindeutig definierten Rolle als verantwortungsvoller „Advisory Body“ der UNESCO in Angelegenheiten des Weltkulturerbes nicht nachkommen.

Der spezielle Auftrag von ICOMOS für die UNESCO

Der zweite Auftrag, den ICOMOS insbesondere aus dem UNESCO Welterbeübereinkommen von 1972 bezieht, lautet wie folgt: „Zu den speziellen Aufgaben von ICOMOS im Zusammenhang mit dem Übereinkommen gehört es, Güter, die für die Eintragung in die Liste des Erbes der Welt angemeldet sind, zu beurteilen, den Erhaltungszustand der zum Welterbe gehörenden Kulturgüter zu überwachen, von Vertragsstaaten eingereichte Anträge auf internationale Unterstützung zu prüfen, sowie beratende und praktische Unterstützung für Maßnahmen zum Aufbau von Kapazitäten zu leisten.“³

Hintergrund für diese spezielle Mission von ICOMOS, die mittlerweile viel prominenter als die eigentliche



Abb. 6: Die Eröffnung des ICOMOS Standes auf der CHNT-Konferenz in Wien durch ICOMOS Präsident Professor Toshiyuki Kono (Japan) und ICOMOS Advisory Mission Expert Nicholas Clarke (Südafrika). Links die jungen, österreichischen ICOMOS Mitglieder, die den Stand entworfen und eigenhändig gebaut haben. Foto: Irmengard Mayer, November 2018

Kernaufgabe wahrgenommen wird, ist wiederum der Zusammenhang mit der UNESCO. Aus ihrem Gründungsdatum, dem 16. November 1945, erklärt sich ihr an erster Stelle genanntes Ziel, zur Friedensbildung weltweit in fünf „Programmen“, Erziehung, Naturwissenschaften, Sozial- und Geisteswissenschaften, Kultur und Kommunikation-Information, beizutragen. Diese Aufzählung der „Felder“, mit denen die UNESCO aktiv ist, spiegelt sehr genau das umfassende Tätigkeitsprofil von ICOMOS wieder. Seine Experten-Mitglieder kommen aus den genannten Forschungsdisziplinen. Sie sind klassisch Archäologen, Architekten, Kunsthistoriker und Restauratoren, und verstärken sich derzeit durch Bauingenieure, Juristen, Raumplaner und Vermesser. Seine Mitglieder sind häufig auch in der höheren Erziehung tätig und promoten derzeit massiv ihren eigenen Nachwuchs, „Emerging Professionals (EP)“ genannt, um die mittlerweile eingetretene Überalterung der Institution auszugleichen. Die EP's sind mittlerweile auf nationaler wie internationale Bühne sehr sichtbar und auch intern die tragenden Säulen von ICOMOS geworden. Sie haben beispielsweise auf den beiden letzten Generalversammlungen von ICOMOS International die sogenannte World-Heritage-Information-Session organisiert und vorgetragen. Sie stärken also den speziellen Auftrag von ICOMOS in UNESCO-Welterbeangelegenheiten innerhalb der Organisation und bringen seine Durchführung, – das permanente Überwachen der nationalen UNESCO-Welterbestätten, im internen Jargon preventive monitoring genannt –, auf einen einheitlichen Standard.

Zudem sind die Emerging Professionals im Bereich Information – Kommunikationstechnologie als jüngere Generation zweifellos überlegen. Für ICOMOS Austria sind sie selbstverständlich in alle Entscheidungen des Vorstandes vollwertig mit eingebunden. Bereits im Herbst 2018 hatten sie den selbst entworfenen und eigenhändig [sic!] gebauten Informationsstand einschließlich seiner digitalen Präsentations-Tablets fertiggestellt und präsentierten

damit ICOMOS auf der Cultural Heritage New Technologies (CHNT)-Wissenschaftskonferenz in Wien (Abb. 6). Auch den Internationalen Tag des Denkmals (IDMS – International Day of Monuments and Sites), jährlich und weltweit der 18. April, der bisher noch nie in Österreich als solcher wahrgenommen und mit Programm befüllt wurde, haben 2019 die Emerging Professionals aus der Taufe gehoben. Mit vier professionell geführten Besichtigungsoptionen ungewöhnlicher Denkmalpflege-Aktivitäten, die Wochen im Voraus ausgebucht waren, erfüllten sie ihn vom Stand weg mit vollem Leben. Das ist genau der spezielle Auftrag von ICOMOS, über seine Mission aufzuklären, diese anschaulich zu kommunizieren, und zwar vorab und mit Freude!

Die Beraterrolle für die UNESCO in Angelegenheiten des Weltkulturerbes

ICOMOS hat im Zusammenhang mit der UNESCO Welt-erbekonvention 1972, der Österreich erst sehr spät, nämlich 1992/93 beitrug, ganz wesentliche Aufgaben. Zwei davon sind mit der Nominierung von Welterbestätten verknüpft. Auf der einen Seite bewerten die ICOMOS Experten in internationalen evaluation missions die Einreichungen der Nationalstaaten, stellen also fest, ob deren Darstellung des „Außergewöhnlichen Universellen Wertes“ (OUV) für die Menschheit insgesamt, und nicht für die nationalstaatliche Perspektive, tatsächlich gerechtfertigt ist. Hier evaluieren selbstverständlich nie die ICOMOS-Experten des Einreichungsstaates, sondern ausschließlich Experten anderer Nationalkomitees, denn es sollen ja allfällige, rein chauvinistisch begründete Nominierungen tunlichst vermieden werden. Der Welterbe-gedanke der UNESCO zielt in seinem Ursprung gerade drauf ab, einen Wettbewerb der Nationen zum „Weltmeister der Monumente“ zu vermeiden, auch wenn dies in letzter Zeit durch die Entscheidungen des Welterbe-komitees (WHC) nicht immer ganz glaubhaft vermittelt wird. Die ICOMOS Expertisen dahinter sind jedoch nach wie vor strikt objektiv und bewerten mit extrem hoher, wissenschaftlicher Qualität. Dies trägt unter Umständen dazu bei, dass ICOMOS in der Politik nicht unbedingt restlos geliebt ist.

Aus derselben Ecke und noch ungeliebter ist, dass das Welterbezentrum der UNESCO mittlerweile als unabdingbare Voraussetzung für die Nominierung einer Stätte die Vorlage eines qualitätsvollen Managementplanes für deren zukünftigen Erhalt verlangt und ICOMOS die Einhaltung der Standards dieses Managementplanes permanent überwacht (preventive monitoring mission). Mittlerweile hat sich dennoch bei den allermeisten Welterbestätten-Managern und verantwortungsvoll agierenden Politikern in den (meisten) österreichischen Stätten die Erkenntnis durchgesetzt, dass dies dem beidseitigen Nutzen dient und Schutz für alle Beteiligten bietet. Sogar die Stadt Wien hat Ende 2018 nach intensivem Zureden der derzeitigen ICOMOS Präsidentin eingesehen, dass auch sie einen qualitätsvollen, zeitgemäßen Managementplan

nachzuliefern hat. ICOMOS hat vorgeschlagen, dass ein Konsortium aus verschiedenen Forschungsbereichen der verschiedenen Wiener Universitäten diesen hochkomplexen Managementplan erstellen sollte, und zwar die Universität Wien mit dem Bereich Rechtsphilosophie – Denkmalpflegerecht, die Wirtschaftsuniversität Wien mit dem Forschungsinstitut Urban Management and Governance, die Technische Universität Wien mit den Forschungsbereichen Denkmalpflege und Bauen im Bestand sowie Regionalplanung und Regionalentwicklung und die Universität für Bodenkultur mit dem Forschungsbereich Landschaftsarchitektur. Die Stadt Wien hat im Frühjahr 2019 per Gemeinderatsbeschluss diesem Vorschlag und dessen Finanzierung zugestimmt. Aus der Zusammensetzung des vorgeschlagenen Konsortiums lässt sich ablesen, dass der Schutz und Erhalt des Kulturerbes, ob auf nationaler oder internationaler Ebene, sich nun deutlich über die ursprünglichen Fachbereiche Kunstgeschichte, Archäologie und Restauration hinausentwickelt hat, insbesondere, was das umfassende und nachhaltige Management der Kulturerbestätten betrifft. Umso bedauerlich ist, dass es in Österreich nach wie vor keine adäquate, höhere Ausbildungsstätte für „Cultural Heritage Management“ oder für den „Conservation-Architect“ gibt, wie anderswo ganz selbstverständlich. So dient seit mehr als dreißig Jahren das Raymond Lemaire International Centre for Conservation [RLICC] an der KU-Leuven (Katholische Universität Leuven/Louvain) in Belgien als weltweit zentrale Trainingseinheit für „Experts in Heritage Conservation“ (Abb. 1). In Österreich hingegen kann man derzeit

nirgendwo an einer öffentlichen Universität Denkmalpflege studieren!

Für die Wertefeststellung, also den ersten Teil der Nominierungsdossiers für das UNESCO-Welterbe-Komitee, ist nach wie vor die klassische Fachkompetenz ausschlaggebend. Allerdings haben sich mittlerweile zu den Kunsthistorikern Architekten aus dem Bereich der Architekturgeschichte und Bauforschung, wie die derzeitige ICOMOS Präsidentin, sowie Industriearchäologen und Experten des Bereiches Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gesellt, denn gerade in Europa sind längst alle klassischen, kunstgeschichtlich wertvollen Einzelobjekte und Ensembles nominiert. Potenzial für eine zukünftige Nominierung haben gemäß einer globalen Strategie (global strategy), die die UNESCO seit 2008 regelmäßig vorgibt, maximal noch Denkmäler der Technik und Industrie sowie vernakuläre und anonyme Architekturen, aber auch Baukomplexe, an denen sich Meilensteine der Sozialgeschichte ablesen lassen.

Erstellung einer begründeten Auswahl für die nationale Vorschlagsliste von Welterbestätten

Ein ICOMOS Nationalkomitee hat seinen Nationalstaat darin zu unterstützen, dass dieser eine sowohl wissenschaftlich begründete, wie auch in die globale Strategie der UNESCO passende Auswahl an potentiellen Welterbestätten, die sogenannte Tentative Liste (tentative list), im Welterbezentrum in Paris hinterlegt. Dies ist eine etwas



Abb. 7: Einer der bereits sanierten und adaptierten Pavillons am Areal des Steinhof in Wien: So könnte und sollte sich gemäß der Charta von Venedig eine zukünftige Nachnutzung des Areales baulich abbilden. Foto: Herbert Klein, Februar 2015

andere Vorgangsweise, als die Österreichs kurz nach der Ratifizierung der UNESCO-Welterbekonvention. 1994 erging, ganz dem politischen Förderalismusgedanken verhaftet, an die einzelnen Bundesländer die Aufforderung, man möge je drei denkbare Welterbestätten dem Bund benennen. Damit wird man heute keine wie auch immer erfolgreiche Nominierung zustande bringen, denn die globale Strategie lautet, wie oben bereits angeklungen, dass Europa maximal noch mit technischen Denkmälern oder historischen Industriekomplexen, vernakulärer Architektur oder Baukomplexen, an denen sich sozialgeschichtlich wesentliche Ereignisse ablesen lassen, überhaupt eine Chance hat. Schon die letzten Nominierungen Österreichs sind deutlich in diese Richtung gegangen. Da wäre zum einen die Großglockner-Hochalpenstraße (Großglockner High Alpine Road), die als technisches Bauwerk, aber auch als Panoramastraße des neu aufkommenden Tourismus und als Prestige-Bauprojekt des Ständestaates gleich mehrere interessante Faktoren für die globale Strategie aufweist. Sie ist derzeit nach wie vor in der Evaluierungsphase, denn obwohl der bereits seit Jahren implementierte Managementplan seitens der ICOMOS-Evaluatoren sehr gelobt wurde, ist es nicht ganz einfach, die Pufferzone („Alles, was von der Straße aus überblickt werden kann?“) einer „Scenic Road“ zu definieren.

Das zweite konkrete Nominierungspotenzial birgt das Areal des Steinhof in Wien, also der vormaligen „Niederösterreichischen Landes-Heil- und Pflegeanstalt am Steinhof“, in deren Planung unter anderem Otto Wagner involviert war. Hier fragte Mitte 2018 der damalige Bundesminister bei der nationalen UNESCO Kommission an, wie sie die Chancen einer Welterbenominierung einschätze. Diese beantwortet die Frage positiv, wies aber zu Recht darauf hin, dass ICOMOS den authentischen und integrierten Erhalt des Areals seit mehreren Jahren als höchst problematisch ansieht. Die derzeitige ICOMOS-Präsidentin hatte bereits 2014 gemeinsam mit ihrer TU-Wien Kollegin Sabine Plakolm-Forsthuber in der Monografie zum Areal „Die Stadt außerhalb. Zur Architektur der ehemaligen Niederösterreichischen Landes-Heil- und Pflegeanstalten für Geistes- und Nervenranke Am Steinhof in Wien“⁴ deren kultur- und architekturgeschichtlichen Wert nachgewiesen (Abb. 7). 2015 stellte sie die ausgedehnten Unterlagen für einen sogenannten „Heritage Alert“ zusammen, den ICOMOS International im März 2016 exekutierte. Dabei wurde ganz offiziell von der zuständigen Vize-Bürgermeisterin mehrfach eingemahnt, dieses übernationale, potentielle Kulturerbe authentisch und integer zu erhalten. Man möge vor allem den in einem Mediationsverfahren mit allen Stakeholdern erstellten Masterplan für diverse aktuelle Bauvorhaben einhalten sowie rechtzeitig und transparent seine Zukunftspläne öffentlich diskutieren und kommunizieren. Es hat sich bis heute nicht viel verbessert, was diese Punkte betrifft. In der Zwischenzeit sind einige Bauten am Areal entstanden, die nicht die durch den Mediationsprozess von verschiedenen Vertretern der Architektenschaft gemeinsam mit diversen Bürgerinitiativen und ICOMOS geforderte,

gestalterische Qualität aufweisen. Auch ein Nachnutzungs-Gesamtkonzept für die spätestens 2023 endgültig abgesiedelten Krankenhausnutzungen steht nach wie vor aus. Ein Hoffnungsschimmer ist jedenfalls der vertraglich bereits deponierte Wunsch der Central European University, aus Budapest in dieses Areal zu übersiedeln, was für rund ein Drittel der Pavillons eine gemäß der Charta von Venedig geforderte, „sozial sinnvolle“, öffentliche Nachnutzung mit sich bringen könnte. Das UNESCO Welterbe betreffend hat die ICOMOS Präsidentin dem Bundeskanzleramt mitgeteilt, dass ICOMOS nach wie vor Potential in dem Areal sieht, allerdings nur als Teil einer transnationalen Reihennominierung, in die Österreich neben dem Steinhof-Areal auch die niederösterreichischen Anlagen in Maria Gugging und Mauer-Öhling einbringt. Zudem müssten sich die vormaligen Nachbarstaaten aus dem gemeinsamen Erbe der k.k. Monarchie mit einigen ihrer Anlagen wie u. a. der bei Brünn des Wagnerschülers Hubert Gessner, bei Prag, bei Krakau, bei Lemberg und in Triest anschließen.

Jedenfalls steht dringend im Raum, die österreichische Tentative List systematisch zu überarbeiten, respektive neu aufzustellen, und nicht, wie zuletzt, bestenfalls in Hinsicht auf einen Einzelfall in letzter Minute zu reagieren. ICOMOS Österreich will und wird diesen Auftrag 2019/20 aktiv wahrnehmen und hat dazu auch bereits den offiziellen Auftrag seitens der Republik Österreich erhalten.

Transnationale Nominierungen

Die zweite Welterbe-Nominierung Österreichs, die Anfang Juli 2019 ohne große inhaltliche Probleme über die Bühne des WHC hätte gehen sollen, und von den internationalen ICOMOS Experten ebenfalls äußerst positiv beurteilt wurde, zeigt dieselbe Entwicklung Richtung transnationaler Nominierungen auf, die bereits im Zusammenhang mit dem Steinhof angesprochen wurde. Die Nominierung der „Frontiers of the Roman Empire“ sollte die bayrischen, österreichischen, slowakischen und ungarischen Limes-Stätten zu den bereits bestehenden Welterbestätten Hadrian's Wall und Römischer Limes entlang des Rhein und Unterrhein als transnationale Reihennominierung hinzu fügen. Die Strategie dahinter, dass sich aufgrund solcher Nominierungen verschiedene Nationalstaaten mit durchaus unterschiedlichen Verwaltungs- und Rechtssystemen zum Management einer einzigen Welterbestätte „zusammenraufen“ müssen, wird seitens der UNESCO höchst willkommen geheißen. Genau darum ging es letztendlich den UNESCO-Gründern, auf politisch unverfänglichen Gebieten wie der Kultur zu nationalstaatlicher Zusammenarbeit zu animieren. Allerdings zeigte sich bei der jüngsten Sitzung des Welterbe-Komitees in Baku sehr deutlich das politische Risiko. Der ungarische Premierminister hat zwei Wochen vor der Sitzung völlig überraschend für alle anderen beteiligten Staaten darauf bestanden, dass die Grenzen eines einzigen der unzähligen Teilgebiete noch verändert werden, was diesen Antrag wegen Fristverletzung vorerst gänzlich



Abb. 8: Das Germia Einkaufszentrum in prominentester Lage im Stadtzentrum von Prishtina soll einem Konzerthaus-Neubau weichen, ohne zu überprüfen, ob nicht ohnedies die erhaltenswerte bauliche Struktur aus der vormaligen Jugoslawischen Moderne auch dafür geeignet ist. Foto: Jäger-Klein, März 2014

zu Fall brachte. Dies ist deshalb umso bedauerlicher, als Österreich federführend und gemeinsam mit Bayern und den Niederlanden sich um eine mustergültige „thematische Studie“ bemühte⁵, die in einem nächsten Schritt auch Kroatien, Serbien, Bulgarien und Rumänien ermöglicht hätte, unter der Mentorenschaft der erfahrenen Nominierungsländer England, Niederlande, Deutschland und Österreich sich in diese UNESCO-Welterbestätte einzuhängen. Für den letzten Schritt hat diese Studie sehr visionär aufgezeigt, dass auch Länder des Nahen Ostens wie Syrien, Irak und Jordanien sowie Nordafrikas wie Libyen, Tunesien und Algerien, die alle sehr spektakuläre Stätten zum Römischen Limes aufzuweisen haben, sich längerfristig einklinken könnten, sobald es ihre politische Lage erlaubt.

Selbstverständlich hat ICOMOS Austria zu all den oben angeführten nationalen und transnationalen Evaluierungen seine Expertenmeinung bei der sogenannten Evaluation Unit von ICOMOS International in Paris deponiert. Die Republik Österreich, in Welterbe Angelegenheiten derzeit vertreten durch das Bundeskanzleramt, hat auch bereits der offiziellen Vorbereitung der nächsten beiden Nominierungen zugestimmt. Die Stadt Baden bei Wien wird mit ihren bedeutenden Bäder- und Kurbauten aus dem Ende des 18. und des frühen 19. Jahrhunderts gemeinsam mit einigen anderen Ländern Europas sich um das Welterbeprädikat für die „Great Spas of Europe“ bewerben. Sie wird sich

damit auf Augenhöhe mit Bath in Großbritannien, Vichy in Frankreich, Spa in Belgien, Karlsbad in Tschechien und Baden-Baden in Deutschland stellen.

Bereits weit fortgeschritten sind zudem die Vorbereitungen für eine sehr interessante, technische und grenzübergreifende Nominierung unter dem noch provisorischen Namen „Grenzsteine“ als Ausdruck für eine naturwissenschaftlich exakte und flächendeckende Landvermessung, die von Alt-Österreich ihren Ausgang nahm, und an der sich diverse Nachfolgestaaten der Monarchie wie Tschechien, die Slowakei, Polen und Italien beteiligen werden. Hier geht es aber bei weitem nicht um die Steine an sich, sondern um ganz wesentliche, auch baugeschichtlich interessante Bauwerke wie den Südturm des Stephansdomes oder das Landhaus in Graz, die als fixe und weithin sichtbare Bezugspunkte für die Triangulation dienen. Und im weiteren Sinne geht es um Grenzen, ob nationalstaatliche oder andere, und damit ein gerade sehr brisantes politisches Thema Europas, das hier nun allerdings kulturell und naturwissenschaftlich-technisch betrachtet wird.

Die Beurteilungen solcher Nominierungen des Nationalstaates durch das eigene Nationalkomitee ist jedoch etwas anderes als eine Evaluierungs-Mission von ICOMOS. Dazu werden nach positiver, prinzipieller Zusage einer Nominierung durch das Welterbekomitee von der Evaluierungseinheit von ICOMOS internationale

Expertengruppen zusammengestellt, die im offiziellen Auftrag der UNESCO diese seitens der Nationalstaaten eingebrachten und positiv aufgenommenen Vorschläge vor Ort begutachten. Das österreichische Nationalkomitee wurde 2019 bereits für zwei Missionen angefragt, eine ein technisches Denkmal betreffend, das andere ein klassisches Architekturdenkmal der frühen Moderne. Jedenfalls drückt sich darin die sehr hohe Wertschätzung für die österreichischen ICOMOS Experten recht deutlich aus, denn allzu viele Missionen gibt es seitens der UNESCO pro Jahr weltweit nicht zu vergeben. Für eine der beiden Nominierungen ist sogar die Leitung der Mission an den österreichischen Experten zugesagt.

Heritage Alert und Rote Liste des gefährdeten UNESCO Welterbes

Weitere Aufgaben von ICOMOS betreffen die sogenannten Heritage Alerts, die wie bereits oben am Beispiel des Steinhof dargestellt, dazu dienen sollen, potentielle Welterbestätten so rechtzeitig unter internationale Beobachtung zu stellen, dass sie für Welterbenominierungen geeignet der Menschheit erhalten bleiben. Kürzlich konnte die österreichische ICOMOS Präsidentin maßgeblich zu einem aktuellen Heritage Alert den Kosovo betreffend beitragen. Dort ist das sogenannte Germia-Einkaufszentrum im unmittelbaren Stadtzentrum von Prishtina (Abb. 8) gefährdet, eine interessante Architekturkomposition der vormals jugoslawischen Moderne, die mit der ersten Rolltreppe für die Region auch eine sozialhistorisch

Dimension aufzuweisen hat. Es soll abgerissen und prekärer Weise durch ein EU-finanziertes Konzertzentrum ersetzt werden, wobei nie ernsthaft überprüft wurde, ob nicht das Bestandsgebäude erhalten und für denselben oder einen anderen Kulturzweck ohnedies bestens geeignet ist. Der im Frühjahr 2019 ausgelöste ICOMOS-Alarm scheint bei Politik und Administration des Kosovo so unmittelbare Folgen ausgelöst zu haben, dass die kosovarischen Kolleginnen und Kollegen das Bauwerk mittlerweile als gerettet einstufen.

Im Kosovo, das seit nunmehr 20 Jahren in weiten Bereichen unter internationale Administration gestellt war, scheint jedenfalls die „Drohung“ einer UNESCO affinen NGO wie ICOMOS noch unmittelbar zu wirken. Die Stadt Wien tickte da jahrelang ihre Hochhaus-Fälle betreffend, ganz anders. Erst das Ende Juni 2017 exekutierte Mittel, das „Historische Stadtzentrum von Wien“ auf die Rote Liste der gefährdeten Kulturgüter der Menschheit zu setzen, und damit die offizielle Aberkennung des Welterbe-Titel einzuleiten, scheint etwas Bewegung in die brisante Angelegenheit zu bringen. Dazwischen lagen verschiedene Reaktionen seitens der politisch wie administrativ Verantwortlichen, die sogar soweit gingen, die offizielle Berater-Rolle von ICOMOS für die UNESCO in Frage zu stellen, ja die Kompetenz der UNESCO selbst.

Dass das internationale Siegerprojekt für den Heumarkt, das auf Basis eines von Anfang an als nicht-welterbekonform deklarierten Konzeptes des vorbereitenden



Abb. 9: So würde der berühmte Canaletto-Blick von Belvedere nach der Errichtung des derzeitigen Projektes Heumarkt-Neu aussehen. Die Visualisierung ist dem Heritage Impact Assessment (HIA) durch Professor Michael Kloos im Auftrag der Republik Österreich entnommen, das am 21. Februar 2019 veröffentlicht wurde.

Expertenworkshops erstellt und im Februar 2013 öffentlich vorgestellt wurde, das UNESCO-Weltkulturerbe unmittelbar gefährden würde, war von Anfang an klar. Denn bereits 2002 tobte anlässlich des Projektes Wien-Mitte, das im Unterschied zum Heumarkt Projekt „nur“ in der Pufferzone des Welterbes lag, dasselbe Tauziehen zwischen UNESCO, ICOMOS und der Stadt Wien. Diese hatte nur ein Jahr zuvor beim Welterbezentrum der UNESCO um dessen Label angesucht. Aufgrund der damaligen Aufklärung durch UNESCO und ICOMOS verordnete sich die Stadt bis 2006 selbst einige Regelungen wie das Hochhaus-(Ausschließungs)-Konzept und die Doktrin, dass die historischen Stadtveduten und Sichtachsen bei allen Neu- und Umbauprojekten zu beachten seien. Sie initiierte dazu sogar ein anfänglich analoges, später digitales Volumen- und Höhenmodell der MA 41, über das angeblich alle Bauprojekte auf ihre Welterbe- und Schutzzonenverträglichkeit verpflichtend zu überprüfen seien. So suggerierte man der UNESCO lange mit Erfolg, dass man ohnedies ein breites Instrumentarium zum authentischen und integren Erhalt der Welterbestätte entwickelt hätte. Alle diese Instrumentarien einschließlich eines als solchen deklarierten Managementplanes hatten nur einen Schönheitsfehler, sie waren rechtlich nicht bindend. Das Fass zum Überlaufen brachte dann der Wiener Gemeinderatsbeschluss vom 1. Juni 2017, in dem die Abänderung des Flächenwidmungs- und Bebauungsplanes für das Heumarkt-Areal so beschlossen wurde, dass der Investor um die Bekanntgabe der Bebauungsbestimmungen völlig legal mit Ende 2018 ansuchen konnte und damit das Baubewilligungsverfahren einleitete. Der neuen ICOMOS Präsidentin versuchte man noch weis zu machen, das man „ja eh“ willig wäre, das Verfahren zu verhindern, aber nun leider rechtlich nicht mehr zurück könne. Mit dem ICOMOS-UNESCO Joint Mission Bericht, der im März 2019 veröffentlicht wurde, und hinter den sich voll und ganz die damalige Bundesregierung stellte, muss die Stadtregierung von Wien nun mit dem Investor die Stornierung des vorliegenden Projektes Heumarkt-neu innerhalb der nächsten zwei Jahre ausverhandeln. Die zeitgerechte Vorlage des qualitätsvollen, zeitgemäßen Managementplanes alleine reicht sicher nicht für den Erhalt des Welterbe-Prädikates aus.

Bereits der erste Reactive-Mission Report von ICOMOS und der UNESCO 2012 verfügte eindeutig, dass das Projekt nicht höher als der derzeitige Bestandsbau des Hotel Intercontinental werden dürfe, weil das eben den berühmten „Canaletto-Blick“ vom Belvedere stark stören würde (Abb. 9), eine Forderung, die bereits zum Errichtungszeitpunkt des Hotel InterContinental, als das Label des Welterbes noch nicht einmal existierte, erhoben wurde. Damals schon wurde das Projekt aus diesem Grund auf die derzeitige Höhe reduziert. Die Aussage des Berichtes von 2012 war bereits ein sehr weit gehendes Zugeständnis der UNESCO, das aus rein fachlicher Sicht nicht gutzuheißen ist. Korrekt wäre gewesen, bei Abriss des bestehenden Hotel Intercontinental zu verlangen, dass das Projekt auf die „Ringstraßenhöhe“ zurück



Abb. 10: Das Hotel InterContinental in seiner ursprünglichen Außenerscheinung. Aus dem Nachlass Walter Jaksch im Architekturzentrum Wien (Az W).

fällt. Die Wettbewerbsunterlagen sahen dies für eines der insgesamt drei vorgegebenen, entwerferischen Szenarios auch so vor. Bei Abriss des bestehenden Hotel InterContinental wurde sein Ersatz durch einen sogenannten Wiener Duplex-Block vorgeschlagen, der auf der Ringstraßen-Morphologie aufbaut⁶. Will der Investor in der Höhe mehr, muss er das Hotel InterContinental sanieren und damit physisch erhalten, was in dem derzeit vorliegenden Projektstand nicht der Fall ist. Zudem verwundert nach wie vor, dass das Bundesdenkmalamt bisher dessen Unterschutzstellung ablehnte. (Abb. 10)

Kulturerbe integrieren und kommunizieren

Aus dem Wahlmotto der derzeitigen ICOMOS-Präsidentin und ihres Teams – Kulturerbe evaluieren – integrieren – kommunizieren ist ein weiterer Anspruch abzulesen. Nur für die Evaluierung des Kulturerbes wie oben beschrieben, gestehen wir uns als Expertengremium der UNESCO zu, „unverhandelbar“ zu sein. Was den außergewöhnlichen universellen Wert von UNESCO-Welterbestätten und insgesamt den künstlerischen, geschichtlichen und/oder kulturellen Wert des nationalen Kulturgutes ausmacht, können wir wohl tatsächlich als Sachverständige beurteilen. Darüber endgültig zu richten, ob einer Welterbestätte ihr Prädikat zu- oder abgesprochen wird, steht ausschließlich der UNESCO zu, die dieses Prädikat verleiht – nicht ICOMOS. Die Mitglieder von ICOMOS beraten jedoch die UNESCO mit dem gesamten Ethos guter und in jeder Hinsicht unbestechlicher Experten und Wissenschaftler.

Dies bedeutet, das Monitoring des Kulturerbes der Welt betreffend, unabdingbar, vollkommen objektiv zu handeln. Wir können aus unserem Selbstverständnis heraus nicht Einzelmeinungen unkritisch übernehmen oder Partikularinteressen vertreten. Letzteres passierte ganz deutlich bei der Beurteilung einiger Entwicklungen innerhalb

des Schwarzenberggartens in Wien. Anrainer und verschiedene Denkmalpflege-Initiativen dürfen legitim ihre Sichtweisen haben und diese im legalen Rahmen vertreten. ICOMOS Experten müssen jedoch wie Gerichtssachverständige auch, alle Sichtweisen gegeneinander stellen, mit allen Parteien unvoreingenommen Gespräche geführt haben und das Bauwerk oder das Ensemble persönlich besichtigt haben, bevor sie ihr Gutachten auf Basis dieser Befunde erstellen. Sie können sich nicht vollinhaltlich der Meinung einer bestimmten Initiative anschließen, ohne diese verifiziert zu haben.

Was auch ganz und gar nicht geht, ist, ohne Information der Betroffenen vorab und Diskussion der vorgebrachten Kritik auf Augenhöhe diese nach außen zu tragen, in welcher Form auch immer. Das ist schon alleine eine Frage des Anstandes. Es untergräbt vor allem und ganz schnell das Vertrauen in die Expertise und verhindert eine Gesprächsbasis, die es immer und zu jeder Zeit geben muss, auch wenn man noch so unterschiedlicher, fachlich begründeter Ansicht ist. Experten sind nicht Richter, sondern unabhängige Ansprechpartner in komplexen Sachfragen, für alle. Ihre Expertise ist auch keine geheime Weisheit. Sie ist verständlich für den Laien und nachvollziehbar für den Experten-Kollegen zu kommunizieren. Daher hat das neue Team von ICOMOS Österreich mit Herbst 2018 eine permanente, öffentliche Vortragsserie installiert. Mittlerweise konnten von verschiedenen Vortragenden, österreichischen und internationalen ICOMOS Experten sowie Mitgliedern der österreichischen UNESCO-Kommission, Referate zu acht unterschiedlichen Themen von Monitoring bis immaterielles Kulturerbe der Welt angeboten werden. Die Serie wird im Herbst 2019 weiter fortgesetzt, auch Blue Shield wir zukünftig kooperieren. Graz möchte

unbedingt die Vorträge übernehmen und Zeit versetzt für den Süden Österreichs anbieten. Den damaligen Eröffnungsvortrag vom 28. November 2018 hat die derzeitige Präsidentin somit niedergeschrieben, selbstverständlich mit Ergänzung seither eingetretener Entwicklungen.

- 1 <https://en.wikipedia.org/wiki/UNESCO>; abgerufen am 30.8.2019, 11:40
- 2 Deutsche UNESCO-Kommission, Luxemburgische UNESCO-Kommission, Österreichische UNESCO-Kommission, Schweizerische UNESCO-Kommission (Hrsg.), UNESCO Welterbe-Manual. Handbuch zur Umsetzung der Welterbekonvention in Deutschland, Luxemburg, Österreich und der Schweiz, Bonn 2009, S. 210
- 3 Deutsche UNESCO-Kommission, Luxemburgische UNESCO-Kommission, Österreichische UNESCO-Kommission, Schweizerische UNESCO-Kommission (Hrsg.), UNESCO Welterbe-Manual. Handbuch zur Umsetzung der Welterbekonvention in Deutschland, Luxemburg, Österreich und der Schweiz, Bonn 2009, S. 210
- 4 Erschienen bei Birkhäuser; 371 Seiten mit einem Fotoessay von Wolfgang Thaller
- 5 Abzurufen im Internet unter: FRE-TS_FinalVersion
- 6 Vergleiche dazu MA21 (Hg.), Städtebauliche Entwicklung Hotel InterContinental Wien – Wiener Eislaufverein, 2013, S. 96



Reithalle, V.d.Nüll und Siccardsburg 1854/1996 IOC/IAKS Award 2003 Postsparkasse PSK zum 100 jährigen Jubiläum von Otto Wagner 1904/2006 Wasserturm Wiener Netze 1895/2013

DENKMALSCHUTZ
MIT RESPEKT ZU NEUER NUTZUNG
GEPLANT

HOPPE 
architekten 

Anzeige

HOPPE architekten ZT GMBH

www.hoppe.at

A-1010 Wien; Stubenring 4/13

43-1-89222 93-0

office@hoppe-architekten.at

Zur Gegenwart der Vergangenheit – Urbane und museale Transformationen in Budapest von 1800 bis heute

Manfred Koller



Abb. 1: Blick vom Budaer Burgberg donauaufwärts (links unterhalb die Wasserstadt, Mitte Margaretheninsel, rechts Pester Ufer mit Parlament),
Foto: Manfred Koller

„Das Lebendigste an der Gegenwart ist ihre Vergangenheit“ zitiert John Lukacs in seiner Kulturgeschichte von „Budapest um 1900“ ein französisches Sprichwort.¹ Dies kann man an der Entwicklung und Wandlung des Stadtbildes der ungarischen Hauptstadt wie selten sonst als Ausdruck der politischen Stellung und Kultur im Wandel der Zeiten verfolgen. Die heute fast übers ganze Jahr den Tourismusboom in Bewegung haltenden Besucher aus aller Welt nehmen wohl kaum oder nur selektiv den aktuellen Wandel wahr, in dem sich vor allem die historischen und künstlerischen Zentren dieser relativ jungen Metropole befinden. Denn ihre Geschichte und Gestaltung werden derzeit als Zeichen ihrer nationalen Sendung und übernationalen Bedeutung besonders gefördert und mit Hilfe von Transformationen und Rekonstruktionen instrumentiert.

Die Entstehung von Budapest im Laufe des 19. Jahrhunderts

Die Wurzeln für die bemerkenswert rasche Entwicklung Budapests zur Großstadt liegen in der nachjosephinischen Ära vor allem in Pest, auf dem flachen, linken (östlichen) Donauufer. (Abb. 1) 1785 wurde die Innenstadt nach Norden um die rasterartig angelegte Leopoldstadt erweitert, der nach 1800 östlich angrenzend als neue Stadtviertel

die Theresien- und die Josefstadt folgten.² 1805 entwickelte János Hild dazu den ersten Stadtplan, wobei für die Umsetzung von dessen Vorgaben von 1808 bis 1860 eine, zunächst unter seiner Leitung amtierende, Verschönerungs-Kommission zuständig war. „Schönheitsbeamte“ (Ufficiali dell’Ornata) zur Stadtbildkontrolle wurden in der Toskana schon im 14. Jahrhundert eingeführt³ und in Venedig war noch im 19. Jahrhundert die Commissione all’Ornata aktiv.⁴ Die rasante Entwicklung von Pest führte schon bis 1820 zur Abtragung der Stadttore, die in Wien erst ab 1857 erfolgte.⁵ Die Pester Bauordnung von 1839 wurde durch die Reparaturen und Neubauten nach dem verheerenden Hochwasser von 1838 veranlasst.⁶ Damit gewann die wachsende Bürgerstadt Pest mit maximal dreistöckigen, verputzten Ziegelhäusern von geregelten Proportionen und öfter mit Skulpturschmuck ihr homogenes spätklassizistisches Aussehen. (Abb. 2) Mit den vor allem auf Kirchen konzentrierten spätbarocken Akzenten im Stadtbild, behauptet sich diese Stadtbauphase bis heute unter den folgenden Bauten aus Gründerzeit und Moderne durch ihre schlichte Eleganz und Funktionalität in Wohn- (z. B. Hotel Zenit, Apáczai Csere János utca 7), aber auch bei Monumentalbauten (Nationalmuseum – beide Bauten stammen von Mihály Pollack). Das 1802 gegründete Nationalmuseum am Kleinen Ring bildete den Ausgangspunkt für die um und nach 1900 durch



Abb. 2: Pest, Váci utca, Hausfassade um 1830, Foto: Manfred Koller

repräsentative Neubauten erweiterte Museumslandschaft der Hauptstadt.⁷

Die anfangs erfolgreiche Märzrevolution 1848 endete 1849 in drakonischen Hinrichtungen ihrer Führer. Sie beendete – wie in Österreich – die restaurative Zeit des Vormärz, verstärkte in Ungarn jedoch trotz erster liberaler Reformen den nationalen Widerstand gegen die Vorherrschaft Österreichs. Im Ausgleich von 1867 blieb das Königreich Ungarn zwar im Verband der Doppelmonarchie mit Österreich, setzte aber weit reichende Autonomie im Inneren durch und nützte diese für die Magyarisierung des ganzen Landes. Dies kam im Besonderen seiner Hauptstadt zu gute.⁸ Dem alten Königssitz auf dem Burgberg von Buda gegenüber wuchs auf dem östlichen Donauufer das Dorf Pest in wenigen Jahrzehnten zu einer Großstadt heran. Aber erst 1873, dem Jahr der Wiener Weltausstellung und einer Wirtschaftskrise (Börsenkrach), wurden Buda (Ofen), Óbuda (Alt-Buda) und Pest zu Budapest vereinigt. Nach dem Vorbild Londons übernahm ein „Rat für öffentliche Arbeiten“ die Organisation und Durchführung der Stadtentwicklung.⁹

„Die Periode des Dualismus war die produktivste Zeit des Städtebaus in Budapest. Zu dieser Zeit kam die heute existierende Stadtstruktur zustande, und es wurde ein

großer Teil des Baubestandes errichtet, der den Charakter der Stadt bestimmt.“¹⁰ Dazu gehören auf der Pester Seite die Anlagen der Kleinen und Großen Ringstraße und der sie kreuzenden Radialstraßen, deren repräsentativste, die Andrássy-Straße, vom Zentrum zum Stadtwäldchen führt. Ihren Endpunkt markiert der zur Jahrtausendfeier der ungarischen Landnahme 1896 entstandene riesige Heldenplatz (Hősök tere), dessen zentrales Denkmal links vom 1906 eröffneten Museum der Schönen Künste und rechts von der schon 1895 gebauten Kunsthalle flankiert wird.¹¹ (Abb. 3) Diese Attraktionen wurden 1895 mit dem Zentrum durch die erste U-Bahn auf dem Kontinent verbunden. Sie gehört, gemeinsam mit den historistischen Bahnhöfen, den Markthallen und den historischen Donaubrücken zu den bis heute in voller Funktion befindlichen technischen Denkmälern, wie sie andere Großstädte längst nicht mehr besitzen.

Die Donauregulierungen verliefen in Wien und Budapest zeitlich parallel (1870–1875 bzw. 1871–1876).¹² In Ungarn diente die Donauregulierung aber auch zur „Konstruktion nationaler Räume“ im Rahmen der historischen Millenniumsfeiern. Denn 1896 feierte man zugleich die Eröffnung des Eisernen-Tor-Kanals, mit dem das größte Hindernis der Donauschifffahrt beseitigt wurde.¹³ Auch der Vergleich der „Heldenplätze“ in Wien und Budapest ist



Abb. 3: Pest, Heldenplatz (Hősök tere), Blick vom Museum der Schönen Künste auf den Stadtpark (links mit „Kopie“ von Burg Vajdahunyad, heute Rumänien, von 1896), das Milleniumsdenkmal und die Kunsthalle von 1895, Foto: Manfred Koller

aufschlussreich. In Wien wurde nach Aufstellung der beiden Reiterdenkmäler von Anton Fernkorn 1860 und 1865 der Paradeplatz in „Heldenplatz“ umbenannt.¹⁴ Das von Erzherzog Karl, dem erster Bezwingen Napoleons, erhielt die Inschrift „Dem beharrlichen Kämpfer für Deutschlands Ehre“, dasjenige Prinz Eugens die Widmung „Dem weisen Ratgeber dreier Kaiser.“¹⁵ Mit dem ersten Denkmal wurde also an den Einsatz Österreichs für das Deutsche Reich, beim zweiten an Österreichs Rolle zur Befreiung des Königreichs Ungarn aus 150-jähriger Türkenherrschaft erinnert. Das Figurenprogramm am Milleniumsdenkmal des Hősök tere in Budapest zeigte ursprünglich Standfiguren nationaler Heroen aus der Staatswerdung mit für Ungarn wichtigen habsburgischen Herrschern und dazu szenische Reliefs, war aber noch 1914 nicht ganz vollendet.¹⁶ Das Konzept des an den Platzseiten neugebauten Kunsthistorischen Museums und der Kunsthalle weist dagegen auf die übernationale Rolle der Kunst. Es wird jetzt durch die seit 2014 laufende Museumsreform fortgesetzt und erweitert.

Auf der westlichen Donauseite bestand die später zur Gänze ummauerte Festung von Buda (Ofen) aus zwei unterschiedlichen Teilen, dem befestigten königlichen Burgschloss und der nördlich angrenzenden offenen Altstadt mit der Matthias- (ursprünglich Liebfrauen-) kirche. Dies zeigt deutlich der Holzschnitt in der Schedelschen Weltchronik von 1493. (Abb. 4) Bei der kampflosen Eroberung durch die Türken 1541 blieben Burg und Stadt unversehrt. Sie wurden von den neuen Beherrschern fortifikatorisch

modernisiert, doch im September 1686 durch die Truppen der „Heiligen Liga“ (Kaiser, Papst und Venedig) erobert. Auf die damit verbundenen Zerstörungen (auch des Judenviertels und der 22 Moscheen) folgte langsam der Wiederaufbau (mit Altmaterial auch aus dem zerstörten jüdischen Friedhof), meist durch habsburgtreue, deutschsprachige und katholische Neusiedler (Ungarn waren mit Ausnahmen ausgeschlossen) in Form barocker und klassizistischer Umbauten. Die Forschungen und Restaurierungen nach 1945 zeigten, dass Buda bis heute seine mittelalterliche Grundstruktur bewahrte (Abb. 5), trotz einiger zu groß geratener Neubauten des 19. Jahrhunderts.¹⁷ Größere ältere Umbaukomplexe bildeten die Klöster der



Abb. 4: Weltchronik von Hartmann Schedel, Nürnberg 1493: Holzschnitt von „Buda“



Abb. 5: Buda, Herrengasse (Uri utca) in der Altstadt, Foto: Manfred Koller

Jesuiten (als Nachfolger der Dominikaner), Karmeliter und Klarissen, die alle unter Joseph II. aufgehoben und profaniert wurden.¹⁸

Das barocke Burgschloss wurde ab 1715 über den Ruinen des mittelalterlichen aufgebaut und 1748 symmetrisch nach Norden erweitert, mit einer zentralen Mittelkuppel. Der Wiederaufbau nach den Brandschäden durch die Revolution 1848 wurde ab 1881 durch Miklós Ybl, nach dessen Tod 1891 von Alajos Hauszmann ergänzt und mit einer dominanten Mittelkuppel in neobarocken Formen bekrönt. Sie ging ebenso wie die prächtige Innenausstattung der großen Säle im Zweiten Weltkrieg unter.¹⁹

Budapest im 20. Jahrhundert

Mit der Vollendung des – wieder nach dem Vorbild des liberalen England – riesigen Parlamentsgebäudes am Pesther Donauufer 1904 schräg gegenüber der königlichen Burg von Buda, (Abb. 6) fand die bauliche Darstellung der teilautonomen ungarischen Reichshälfte in ihren Verwaltungs- und Repräsentationsbauten einen Schluss- und zugleich Höhepunkt. An der Konkurrenz nahm – neben dem siegreichen Entwurf des Schmidtschülers Imre Steindl – auch Otto Wagner teil.²⁰ Die späte Blüte des Kultur- und Geisteslebens in der bis 1900 auf etwa zwei Millionen Einwohner angewachsenen Großstadt war auch dem hohen Anteil an assimilierten jüdischen Bürgern unter der Elite zu verdanken, deren Erfolge in Wirtschaft und Politik vor dem Ersten Weltkrieg jedoch

zunehmend (wie in Wien) zu inneren Spannungen führten.²¹ Nach der Niederlage Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg 1918 kam 1919 ein kommunistisches Terrorregime an die Macht, das sofort die Habsburgerstatuen am Milleniumsdenkmal entfernen ließ. Die demütigende Zerschlagung des Königreichs Ungarn im Frieden von Trianon 1920 führte zur Konterrevolution unter Miklós Horthy, der als „Reichsverweser“ eine restaurative Politik bis zur Machtübernahme durch Hitlerdeutschland betrieb. Das Milleniumsdenkmal erhielt wieder die Habsburger-symbole zurück, wurde aber durch einen Gedenkstein gegen den aufgezwungenen Frieden neu interpretiert.²² Im Zweiten Weltkrieg blieb Budapest bis 1944 von Zerstörungen und Deportationen verschont. Doch die Bombardierung danach und der finale Häuserkampf der Eroberung 1945 machten aus Budapest zu Kriegsende eine der am meisten zerstörten Städte Europas.²³

Die Wirren der Nachkriegsjahrzehnte (Machtergreifung der Kommunisten und Einfluss der Sowjetunion für die nächsten 40 Jahre) verzögerten den Wiederaufbau. 1947 kamen die von den Nazis verschleppten Kunstwerke zurück und 1949 wurde die Galerie alter Meister im Museum der Schönen Künste (Szépművészeti Múzeum) wieder eröffnet, das seine Sammlungsbereiche neu ordnete.²⁴ Dabei wurde 1957 für die Bestände der alten und neuen ungarischen Kunst die Ungarische Nationalgalerie gegründet. Die Rekonstruktionen des Donauflügels und des Ybl Flügels an der Westseite haben bis Anfang der siebziger Jahre gedauert. Als Ergebnis entstand eine nie



Abb. 6: Blick vom Burgberg in Buda auf die Széchenyi-(Ketten-)brücke und das nördliche Donauufer von Pest mit dem Parlament, Foto: M. Koller

gewesene Mischung von postmodern veränderten Barockformen. (Abb. 7) Die Regierung der Nachkriegszeit wollte auch die noch als Ruinen vorhandenen historischen Interieurs verschwinden lassen, um alle Erinnerungen an die feudale Schlossresidenz zu tilgen. Schließlich wurde das Burgschloss in ein neues kulturelles Zentrum mit der Neueröffnung der Ungarischen Nationalgalerie 1975²⁵ und der Széchényi Nationalbibliothek 1985 umgewandelt. Im Südtrakt fand danach das Historische Museum (Történeti Múzeum) seinen Platz. Im Zuge der Wiederherstellung des Burgkomplexes fanden auch umfangreiche archäologische Bauuntersuchungen statt, deren Ergebnisse im Kellergeschoß des Historischen Museums zu besichtigen sind. Auf der südwestlichen Terrasse des Burgberges hat man die schwer kriegsbeschädigten Gebäude des ehem. Leibwächterpalais und der Reithalle

für die Ausgrabungen abgetragen. Dabei konnte man hier bis 1974 die Residenz der Anjoukönige um 1400 mit einem sensationellen Skulpturenfund entdecken, der heute im Historischen Museum ausgestellt ist.²⁶ Mit dieser Widmung des Burgschlosses als großen Museumskomplex war die Phase des Wiederaufbaues der Museumslandschaft in Budapest im Wesentlichen abgeschlossen.

Im Profanbau sind für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem die für den Tourismus wichtigen Hotelbauten zu nennen, die das Stadtbild mit neuen Akzenten prägten. Eine bereits klassisch gewordene Transformation gelang 1974–1976 mit dem Hiltonhotel am Hess András-Platz in Buda. (Abb. 8) Die vor 1944/45 profan nachgenutzten Gebäude des mittelalterlichen Dominikaner- und des barocken Jesuitenklosters wurden mit dem

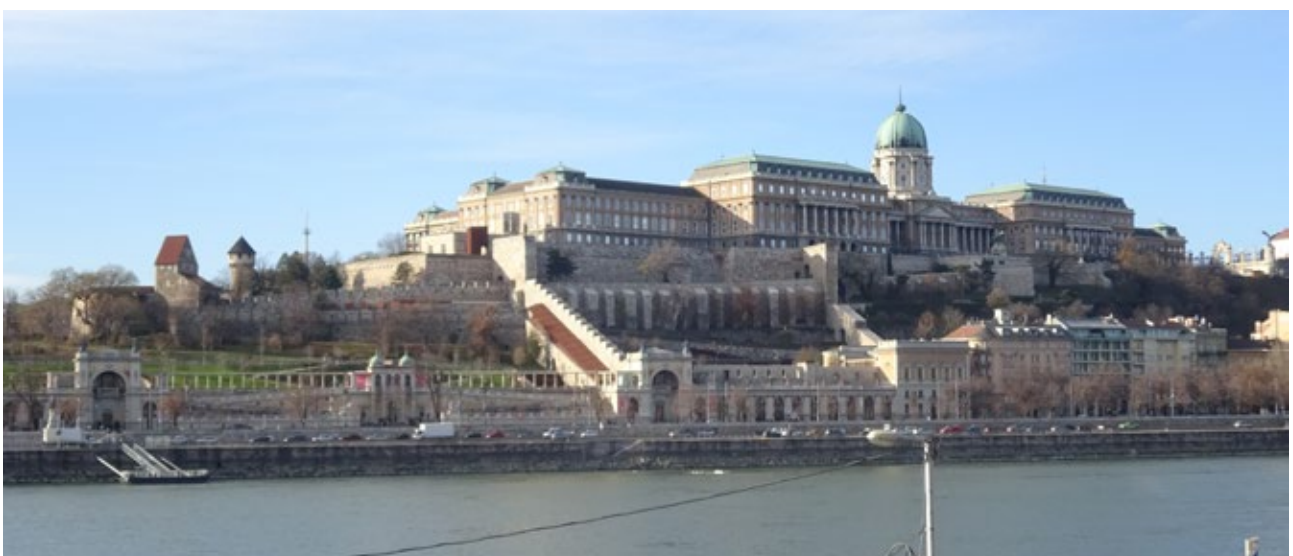


Abb. 7: Blick vom Pester Donauufer auf das ehem. Königsschloss auf dem Burgberg (links unten der Burgbasar, darüber Reste der mittelalterlichen und barocken Befestigung), Foto: Manfred Koller



Abb. 8: Buda, Hilton-Hotel auf dem Hess András-Platz, nach dem Umbau 1974 mit Einschluss historischer Bauteile, Foto: Manfred Koller

mittelalterlichen Turm der Michaelskirche zu einem Hotelkomplex vereinigt. Dieser hält sich an die Bausilhouette der Budaer Altstadt und schließt den Mittelalterbestand (Turm, Kreuzgang), aber auch Teile der Spätbarockfasaden, in die sonst zeitgemäße Fassadengestaltung mit ein.²⁷ Diese strengen Auflagen erteilte das Ungarische Denkmalamt, das sich damals in der benachbarten Táncsics Mihály-Straße 1 befand (im 15. Jahrhundert war hier die „Judengasse“ mit dem Ghetto).²⁸ Bei einem Besuch mit Kollegen des Wiener Amtes sah ich 1974 noch die etwa zehn Zeichentische in der von János Sedlmayr geleiteten Architekturabteilung, da die ungarische Denkmalpflege sich damals selbst mit konkreten Plänen an Gestaltungsfragen im Wiederaufbau und bei Restaurierungen beteiligte.²⁹ An der Pester Donaupromenade entstanden in dieser Zeit zwischen der Ketten-(Széchenyi-) und der Elisabethbrücke mehrere Großhotels (z. B. Intercontinental, Marriott). Deren Maßstäbe halten sich weniger streng an die um 1900 entstandenen Hotel- und Regierungsbauten um den Roosevelt-Platz (früher Franz Joseph-Platz), sie fügen sich aber im Blick von der Terrasse des Budaer Burgschlosses einigermaßen in das Panorama der Pester Stadtseite ein. (Abb. 9).

Transformationen in Budapest im 21. Jahrhundert

Der Fall des Eisernen Vorhangs vor dreißig Jahren – siebenzig Jahre nach der Auflösung des alten Ungarn

1919 – hatte nicht nur politische und wirtschaftliche, sondern auch urbane Veränderungen zur Folge. Der Übergang von autoritären Regierungs- und Verwaltungsstrukturen zu demokratischen Verhältnissen vollzog sich naturgemäß nicht ohne schwierige gesellschaftliche und politische Lernprozesse.³⁰ Das einseitige Machtverhältnis der letzten beiden Regierungsperioden und die nationalbewusste Regierungspolitik seit 2009 unter Viktor Orbán führten 2012 zu einem Bruch mit der 130jährigen Tradition des 1872 eingesetzten, fachlich unabhängigen, zentralen nationalen Denkmalamtes.³¹ Als Ersatz erhielten die Bauämter auf der unteren Komitatsebene (Kreisämter) zugleich Denkmalpflegeaufgaben. Die Verwaltung der bestehenden Denkmale übernahm das Forster Gyula National Centre for Cultural Management. Das Forster-Zentrum ist ferner für die Ausfuhrkontrolle und für Restitutionsfragen zuständig.³²

Die gegenwärtige Kultur- und Denkmalpolitik in Ungarn konzentriert sich auf zwei große Arbeitsfelder. Einerseits auf die baulichen Symbole der nationalen Geschichte und zum anderen auf die Verbesserung der gesamten Museumsstruktur. – Aus dem ersten Gebiet sind zwei zentrale Projekte hervorzuheben. Die umfassende Restaurierung des 1885–1904 als Dominante am Pester Donauufer erbauten Parlamentsgebäudes erfolgte in den letzten Jahren. Für das ehem. Königsschloß und die Altstadt auf dem Burgberg im gegenüberliegenden Buda wurde für 2014–2024 der Nationale Hauszmann Plan



Abb. 9: Blick von der Schlossterrasse in Buda auf Pest mit dem Rooseveltplatz (ehem. Franz Joseph-Platz) im Vorder- und dem Dom im Hintergrund, Foto: Manfred Koller

mit einem Finanzrahmen von 1,5 Milliarden Forint beschlossen.³³ Am Süden des Burgberges wurde der revitalisierte „Burggartenbasar“ von Miklós Ybl (vollendet 1881)³⁴ bereits im April 2014, abgestimmt auf einen Wahltermin, durch Ministerpräsident Orbán feierlich eröffnet. (Abb. 10). 2017 war plangemäß der Umbau des

ehemaligen Karmeliterklosters (Színház utca 5-9) als neuem Sitz des Ministerpräsidenten abgeschlossen, neben dem schon früher als Residenz des Staatspräsidenten restaurierten klassizistischen Sándorpalais nächst der Burg. 2016 wurde auf dem Grabungsgelände an der Südwestflanke des Schlosses eine unterirdische Parkgarage



Abb. 10: Burggartenbasar am südlichen Abhang des Burgberges in Buda bei Eröffnung 2014 nach Restaurierung, Foto: Manfred Koller

eingebaut. Die darüber erfolgten Rekonstruktionen der historistischen Reithalle und des Palais der ehemaligen Hauptwache (1902–1903) mit ihren Verbindungsrampen zum Schlosshof werden planmäßig 2019 bzw. 2020 vollendet. (Abb. 11). Die neu rekonstruierten Gebäude sollen kulturelle bzw. Sportfunktionen bekommen. Das Werbevideo auf der Homepage (Anm. 32) zeigt prächtig uniformierte „Leibwächter“ zu Fuß und hoch zu Ross als historische Folklore. Die weitere Umgestaltung und Neubestimmung des Burgschlosses setzt den vollständigen Auszug der Nationalgalerie mit ihren Sammlungen voraus. Diese hängt wieder vom Fortschritt der Umbauten im Bereich des Museums der Schönen Künste am Millenniumsplatz und des Neubaus der Neuen Nationalgalerie im Stadtwaldchen ab.

Die zweite große Aufgabenstellung der Neugestaltung der staatlichen Museen in Budapest betrifft vor allem die Anlagen um den Millenniumsplatz und im angrenzenden Stadtwaldchen (Városliget).³⁵ Nach dem neuen, vom seit 2004 amtierenden Generaldirektor László Báán initiierten, Museumskonzept wurde 2014 die seit 1975 auf der Burg untergebrachte Ungarische Nationalgalerie mit dem Museum der Schönen Künste vereinigt. Denn künftig soll die Entwicklung der ungarischen Kunst im Zusammenhang mit derjenigen in Europa (und nicht wie bisher von der allgemeinen Entwicklung separiert) gezeigt werden. Im Rahmen dieser Museumsinitiative wird mit dem „Museumscafé“ auch ein ambitioniertes Magazin herausgegeben, dessen bis zu hundertfünfzig Seiten starke, illustrierte Hefte aktuelle Berichte über die Museen in Ungarn

und Europa bieten.³⁶ Das seit 2011 laufende Projekt hat zu seinem Ziel gesetzt das Stadtwaldchen mit allen seinen Unterhaltungs-, Erholungs und kulturellen Möglichkeiten, durch Transformationen der bestehenden und durch neue Museumsbauten als Kulturzone und touristische Attraktion zu stärken.³⁷ Im Laufe der teils kontroversen Diskussionen über das Projekt wurde die Erneuerung der Grünanlagen einbezogen und die Anzahl der geplanten neuen Museen gemindert. Es ist erfreulich, dass das Photomuseum in Kecskemét bleiben kann, bedauerlich ist aber, dass kein Architekturmuseum gebaut wird.

Für das ganze Projekt ist László Báán, Generaldirektor des Museums der Bildenden Künste und seit 2012 auch der Ungarischen Nationalgalerie, verantwortlich. Die Nationalgalerie wurde 1957, ein Jahr nach der Revolution, aus dem Bestand des Museums der Bildenden Künste im Neorenaissance Gebäude der Kurie hinter dem Parlament für die ungarische Kunst gegründet. In dieser Zeit übernahm man auch die Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts. Im Jahr 1973 kam die Altungarische Sammlung dazu und übersiedelten diese Sammlungen als „Ungarische Nationalgalerie“ in das wieder aufgebaute Burgschloss in Buda. Dort konnte seit der Eröffnung 1975 die ganze ungarische Kunst in ihrer Kontinuität vorgestellt werden.³⁸

Die Altungarische Sammlung (Gotik, Renaissance und Barock) wird nun aus der Burg zu den alten europäischen Kunstsammlungen des Museums der Bildenden Künste zurückkehren. Für die Kunst des 19. bis 21. Jahrhundert



Abb. 11: Burgschloss, Südwestflanke 2018 nach bzw. während Rekonstruktion der historistischen Reithalle und des ehem. Leibwächterpalais (links), Foto: Manfred Koller



Abb. 12: Pest, Heldenplatz, Museum der Schönen Künste, Antikensammlung nach Umbau und Neuaufstellung 2018, Foto: Manfred Koller

wird eine „Neue Nationalgalerie“ im Stadtwäldchen gebaut, wo die ungarischen und die europäischen Modernen des Museums der Bildenden Künste vereinigt werden. Die Neue Nationalgalerie dient also nicht mehr ausschließlich für die ungarische Kunst, sondern wird ein neues Modernes Museum sein. Die Pläne für das Museum sind schon fertig, die Bauarbeiten könnten noch dieses Jahr anfangen.

Das Museum der Schönen Künste (Szépművészeti Múzeum) wurde 2015 geschlossen und im November 2018 mit teilweisen Neuaufstellungen wieder eröffnet. Dazu gehören zunächst das neue Untergeschoß mit den alt-ägyptischen und antiken Sammlungen sowie Garderoben und Museumsrestaurant, alles in einer zweckmäßigen, hellen Raum- und Ausstellungsgestaltung. (Abb. 12). In den großen, ursprünglich den Epochenstilen gewidmeten Hallen im Eingangsgeschoß (dorische und ionische Halle, romanische, Renaissance- und Barockhalle) wurden die dekorierten Raumschalen konserviert und restauriert und in der technischen Infrastruktur erneuert. Die monumentale, vollständig ausgemalte romanische Halle war seit dem Zweiten Weltkrieg geschlossen und diente als Depot für die bedeutende Sammlung an originalgroßen Gipsabgüssen (vom Parthenonfries, romanischen Figurenportalen, gotischer Bauskulptur bis zu Reiterdenkmälern der italienischen Renaissance). (Abb. 13a+b) Sie gehörten zur didaktischen Erstaufstellung der Skulpturensammlung und sollen nach dem neuen Plan als eigenes Museum im Schloss von Komorn (Komárom) an der Donau präsentiert werden. Die großen Hallen sollen jetzt für Veranstaltungen frei bleiben. Nur in den griechischen Hallen ist für Ende 2020 die Aufstellung der Mittelaltersammlung mit den großen spätgotischen Flügelretabeln vorgesehen, darunter

dem ursprünglich etwa 10 m hohen Hochaltar aus Kiszeben.³⁹ In den niederen Räumen im Westteil des ersten Obergeschoßes ist die Gemäldegalerie wieder zu sehen, deren Kern die 1870 angekaufte Eszterházy-Sammlung bildet. In den Stockwerken darüber werden derzeit die internationale Skulpturensammlung und der ungarische Barock gezeigt. Die räumliche und inhaltliche Schlüssigkeit des Konzepts wird sich erst nach Abschluss der gesamten Neupräsentation zeigen. In der Szabolcsstraße, hinter dem Stadtpark, wird jetzt ein früheres Krankenhaus als zentrale Servicestelle für die nahen Museen umgebaut. Für die hier fortgeschrittene Einrichtung von gemeinsamen neuen Depots und Restaurierabteilungen ist András Fay, Chefrestaurator des Museums der Schönen Künste, zuständig. Mit der Fertigstellung ist 2020 zu rechnen.

Das neue Museumsquartier sieht auch die Übersiedlung des Ethnographischen Museums aus seinem Provisorium gegenüber dem Parlament in den Stadtpark vor. Ferner sind als neue Museumspositionen im Gelände des Stadtparks ein Foto- und ein Architekturmuseum in Vorbereitung, für die bereits 2014 Bauwettbewerbe veranstaltet wurden. Gegenüber dieser zusätzlichen Ausweitung nationaler Fachmuseen nur in der Hauptstadt gibt es auch kritische Stimmen, die auf die Notwendigkeit kultureller Attraktionen auch in den anderen Städten Ungarns hinweisen. Das betrifft besonders das seit 1991 in Kecskemét befindliche Ungarische Fotografie Museum, zumal wichtige Fotografen des 20. Jahrhunderts, aber auch spezielle Kameras aus Ungarn kamen (Capa, Brassai, Moholy-Nagy, Kertész).⁴⁰ (Abb. 14) Das 1968 ins Leben gerufene Museum der Ungarischen Architektur wartet seither, nach vielen Provisorien und Enttäuschungen auf einen

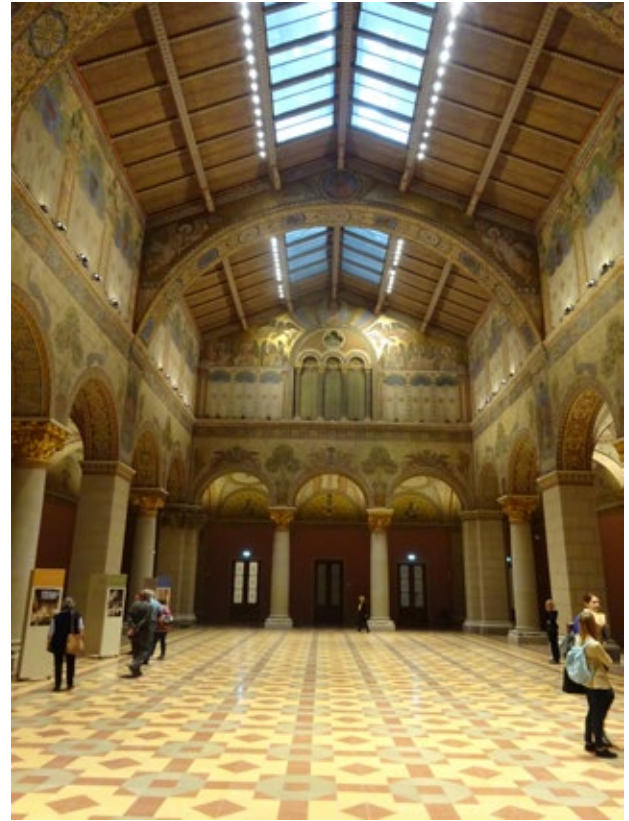


Abb. 13a und b: Ebenda, Romanische Halle 2015 vor Restaurierung als Depot für die Sammlung von Gipsabgüssen und nach Restaurierung (2018), Fotos: Manfred Koller

geeigneten Ort für seine wachsende Sammlung und soll ebenfalls hier einen stabilen Standort finden.⁴¹

Transformationen zwischen Vergangenheit und Zukunft

Kontinuität und Wandel gehören zum menschlichen Leben, dessen Bedürfnisse und Widersprüche sich auch und besonders in den weltweit zunehmend städtischen Bau- und Kulturformen spiegeln. Gegen das lange Zeit als Naturgesetz betrachtete Städtewachstum⁴² regt sich aber immer mehr Widerstand auf der Suche nach besseren



Abb. 14: Kecskémet, Ungarisches Fotografiemuseum (nach Muzeum-café 2015 – Anm. 38)

Alternativen. Dazu gehört der Salzburger Leopold Kohr, der „Philosoph des richtigen Maßes“, der statt einem Wachsen um jeden Preis sich für die Rückbesinnung auf die menschlichen Bedürfnisse und Maßstäbe in Wort und Tat einsetzte und dessen Ideen weiter aktuell sind.⁴³ Aus dieser Perspektive konnte die relativ junge Großstadt Budapest sich im Kontrast zu den meisten Metropolen in Europa bisher ihr menschliches Maß bewahren, in einer gelungenen Symbiose von Naturlage und Stadtentwicklung. (Abb. 15) Die Donau belebt als Lebensader die, der natürlichen Topographie von Hügelland im Westen und Flachland im Osten angepasste, Stadt mit einem Panorama, das Wien seit den 1970er Jahren mit den ausgerechnet im flachen Donaubereich gebauten Hochhäusern wohl für immer verspielt hat.⁴⁴ Wie sich die für Budapest beschriebenen aktuellen Transformationen im Bereich der Kulturbauten bewähren wird die Zukunft zeigen. Der teilweise Trend zu Rekonstruktionen als historischen Kulissen ist europaweit umstritten (z. B. für die Altstadt von Dresden), folgt aber immerhin Maßstäben, die dem Stadtbild keine radikalen Veränderungen aufzwingen.⁴⁵ Es bleibt nur zu hoffen, dass dies auch in nächster Zukunft so bleiben wird – zum Wohl der Budapester und zur Freude der Besucher aus aller Welt.

Endnoten

- 1 John Lukacs, Budapest 1900. A Historical Portrait of a City and its Culture, New York 1988. Deutsche Ausgabe: Budapest um 1900. Ungarn in Europa, Berlin 1990. S. 13.- Zur politischen Geschichte siehe Jörg K. Hoensch, Geschichte Ungarns 1867–1983, Stuttgart



Abb. 15: Blick donauabwärts vom Burgberg in Buda auf das südliche Donauufer von Pest, Foto: Manfred Koller

- 1984.
- 2 Ferenc Vadas, Stadtplanung in Budapest im 19. Jahrhundert. In: Peter Csendes, András Sipos (red.), Budapest und Wien. Technischer Fortschritt und urbaner Aufschwung im 19. Jahrhundert, Budapest-Wien 2003, S. 19–31.
- 3 Wolfgang Braunfels, Stadtbaukunst in der Toskana, Berlin 1982 (5. Aufl.), S. 210.
- 4 Stefan Schrammel, Architektur und Farbe in Venedig 1866–1914, Berlin 1998, S. 45–47.
- 5 Elisabeth Tóth-Epstein (Hg.), Historische Enzyklopädie von Budapest, Budapest 1974, S. 393. (Verschönerungs-Kommission).
- 6 Vadas (wie Anm. 2), S. 22.
- 7 Ferenc Fülep (Hg.), Das Ungarische Nationalmuseum, Budapest 1978, S. 7–22 (Geschichte).
- 8 Lukacs (wie Anm. 1), S. 150–162.
- 9 Vadas (wie Anm. 2), S. 24–25; Roth-Epstein (wie Anm. 5), S. 290.
- 10 Vadas (wie Anm. 2), S. 30.
- 11 Tóth-Epstein (wie Anm. 5), S. 221–235 (Milleniumszeit).
- 12 Ferenc Vadas, Die Regulierung der Donau und die Kaianlagen. In: Peter Csendes, András Sipos (red.), Budapest und Wien. Technischer Fortschritt und urbaner Aufschwung im 19. Jahrhundert, Budapest-Wien 2003, S. 79–88. Zur Diskussion der Konzepte und Folgen der Donauregulierung siehe Edit Király, „Die Donau ist die Form“. Strom-Diskurse in Texten und Bildern des 19. Jahrhunderts, Wien-Köln-Weimar 2017, S. 2–100.
- 13 Király (wie Anm. 12), S. 324.
- 14 Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs. Wien I-Innere Stadt, Horn 2003, S. 465.
- 15 Gerhardt Kapner, Die Denkmäler der Wiener Ringstraße, Wien-München 1969, S. 9–15.
- 16 András Gerő, Der Heldenplatz Budapest als Spiegel ungarischer Geschichte, Budapest 1990, S. 12–20.
- 17 Miklós Horler, Budapest Műemlékei I. (Magyarország Műemléki Topográfiája Bd. 4, hg. Deszö Deresényi), Budapest 1955, S. 309–576 (Bauforschungen bis 1955);
- 18 Tóth-Epstein (wie Anm. 5), S. 83–99 (Festung), 218–220 (Matthiaskirche); Melinda Turjányi Papp, A budavári lakónegyed (Die Altstadt Buda), Budapest 1988, S. 104–122.
- 19 Horler (wie Anm. 17), S. 290–304, Abb. 218–222; Roth-Epstein (wie Anm. 5), S. 98–99 (Ansichten um 1910 und 1968).
- 20 Tóth-Epstein (wie Anm. 5), S. 267–268.
- 21 Lukacs (wie Anm. 1), S. 224–231.
- 22 Gerő (zit. Anm. 15), S. 21–29.
- 23 Horler (zit. Anm. 17), Abb. 139, 223.
- 24 Klára Garas (Hg.), Das Museum der Bildenden Künste in Budapest, Budapest 1987, S. 8, 9.
- 25 Miklós Mojzer (Hg.), Ungarische Nationalgalerie Budapest. Alte Sammlung, Budapest 1984, S. 5–11 (Einleitung).
- 26 László Zolnay, Ernő Szakál, A Budavári gótikus szoborlelet (Der gotische Skulpturenfund der Budaer Burg), Budapest 1976.
- 27 Turjányi Papp (wie Anm. 18), S. 137.
- 28 Turjányi Papp (wie Anm. 18), S. 118/19.
- 29 Manfred Koller, Verbindungen der Österreichischen Denkmalpflege mit den Ländern Ostmitteleuropas vor und nach 1989. In: Geteilte vereint. ICOMOS Tagung Hildesheim 25.–27.9.2013, Petersberg 2014, S. 89–106, hier S. 135/36.
- 30 Emőke Géczy, In the spotlight. Museums, system, change. Effects of the 1989–90 political change of Hungarian museums. In: Museumcafé 2015/1, S. 56–70, 131–133.
- 31 An., Was ist mit dem ungarischen Denkmalschutz geschehen? In:

- Kunstgeschichte aktuell. Mitteilungen des Verbandes der österreichischen Kunsthistoriker(innen), XXX, 1/2013, S. 7
- 32 Siehe dessen Homepage: www.forsterkozpont.hu. – aktiv seit den neuen Gesetzen von 2014.
- 33 Siehe dazu: www.hauszmanninterv.hu.
- 34 Tóth-Epstein (wie Anm. 5), S. 54/55.
- 35 Tóth-Epstein (wie Anm. 5), S. 340–342.
- 36 Siehe www.muzeumcafe.hu.
- 37 www.intezmenyek.ligetbudapest.org.
- 38 Gyöngyi Török, Die Altungarische Sammlung, in: Die Sammlungen der Ungarischen Nationalgalerie, hg. Géza Csorba, György Szűcs, Budapest 2001, S. 13–19; dieselbe, Die Ungarische Nationalgalerie in ihrem neuen Heim, in: Neues Museum, Die österreichische Museumszeitschrift, 2/1990, S. 12–15.
- 39 Gyöngyi Török, Workshop: The five hundred years history of the Kisszeben high altar. The latest attraction of the old hungarian art collection in the Hungarian National Gallery. In: Muzeumcafé 2014/3, S. 32–38, 121.
- 40 Rajcsányi Gellért, Museum Quater: Capa, Brassai, Muncácsi, Moholy-Nagy, Kertész. In: Muzeumcafé 2015/5, S. 80–89, 134/5.

- 41 Dániel Kovács, Museum Quater: The ‚Phantom‘ can at least materialise. Museum of Hungarian Architecture dreams of a home for itself. In: Muzeumcafé 2015/4, S. 88–97, 134/35.
- 42 Arnold J. Toynbee, Unaufhaltsam wächst die Stadt, Stuttgart 1971 (Originaltitel: Cities on the Move, London 1970).
- 43 Leopold Kohr, Probleme der Stadt. Gedanken zur Stadt- und Verkehrsplanung, Salzburg 2008. – Siehe auch die Leopold-Kohr-Akademie an der Universität Salzburg: www.leopold-kohr-akademie.at.
- 44 Im Wettbewerb für die neue UNO-City 1968 gewann das britische Projekt den zweiten Preis für seine flache, dem Donauufer angepasste Hügelform - gebaut wurden dann aber die drei Y- Klötze nach Entwurf von Architekt Johann Staber: J. Titz: Wettbewerb Wiener UNO-Zentrum. Zweckbau oder Prestigeprojekt? Architektentwürfe im Interessenkonflikt. In: Das ungebaute Wien 1800–2000. Projekte für die Metropole. Ausstellungskatalog Historisches Museum der Stadt Wien (Hg.). Wien 1999.
- 45 Siehe dazu die Beiträge in Ute Hassler, Winfried Nerdinger (Hg.), Das Prinzip Rekonstruktion, Zürich 2010.

Reise mit dem Majestic Imperator Train de Luxe Wien–Abbazia vom 10. bis 14.11.2019

Unsere geplante Reise mit dem nachgebauten Kaiserzug **Majestic Imperator** wird mit Zusteigstationen in Wiener Neustadt, Bruck oder Graz über die weltberühmte Semmeringstrecke in den ehemaligen **k.k. Kurort Abbazia/Opatija** führen.

Unterbringung im **Grandhotel MIRAMAR*******

- **10.11.2019:** Anreise mit dem Kaiserzug
- Kulinarik - und Musikprogramm im Zug (Sekt-empfang, reichhaltiges serviertes Frühstück, kalter Mittags-Lunch mit kroatischen Spezialitäten, nachmittags Kaffee und Kuchen). Sonstige Getränke exklusiv.
- Sämtliche Transfers von und zum Bahnhof in Opatija

- Gepäcktransport vom Bahnhof ins Hotelzimmer und wieder zum Bahnhof
- 4 Übernachtungen im Grandhotel MIRAMAR inkl. Genießer-Halbpension in der gewählten Zimmerkategorie
- Willkommensgruß am Zimmer
- Geführter Stadtrundgang in Opatija
- Vielfältiges Hotel-, Sport- und Ausflugsprogramm (tw. Aufpreis) während des Aufenthalts
- **14.11.2019:** Rückreise mit dem Kaiserzug (warmes Mittagessen, Kaffee und Kuchen, leichter Abendimbiss inkludiert – Getränke exklusiv)

Preis für ÖGDO-Mitglieder: pro Person ab € 1.611,-

Anmeldung unter daisy.vasko@gmail.com



Die Österreichischen Bundesgärten

Anmerkungen zum Jubiläum 100 Jahre Gärten der Republik, 450 Jahre Schlosspark Schönbrunn

Maria Auböck



Abb. 1: Der Plan um 1810 ist von Ludwig von Remy signiert, differenziert Altbestand, den Küchengarten und Teile des unter Josef II entstandenen „jardin anglo- chinois“ am Josefstöckl, Quelle: Österreichische Bundesgärten

Neben vielen anderen Kulturgütern verwalten die Dienststellen der Republik Österreich ein besonderes Erbe, das in diesem Jahr beachtenswerte Jubiläen feiert. 1919 wurde die Gartenverwaltung der höfischen Gärten der Monarchie in die Verwaltung der jungen Republik aufgenommen, neu bezeichnet und ist heute nach hundert Jahren als „Bundesgärten“ bekannt. (website www.bundesgaerten.at)

Sie sind vergleichbar mit den großen Gärten in Versailles, Frankreich oder Kew Gardens, England und ein beachtlicher kultureller Wert: der Park von Schönbrunn, der Augarten, das Belvedere, der Burggarten in Wien, der Hofgarten Innsbruck und der Garten von Schloss Ambras – neben den botanischen Sammlungen und Glashäusern in Wien und Innsbruck. Das Jubiläumsjahr 2019 wurde auch wegen eines weiteren beachtenswerten historischen Ereignisses gewählt: Die Liegenschaft von

Schloss Schönbrunn wurde 1519, also vor 450 Jahren, in den Besitz der Habsburger übernommen, anfangs als Jagdgarten genutzt und später zur Sommerresidenz des Kaiserhauses ausgebaut. Die großen höfischen Gärten sind Zeitzeugen – heute ist das Schloss und der Park von Schönbrunn Teil der Liste der Weltkulturerbestätten und ein wesentlicher Auftrag für die Republik, dieses bedeutende Gartendenkmal für die Zukunft zu erhalten. Hier sollen die derzeit in Verwaltung befindlichen sieben Parkanlagen vorgestellt werden. Die Betrachtung aller anderen Tätigkeiten, die die Hofgärtner in der Geschichte der Bundesgärten zu leisten hatten, würde den Rahmen eines solchen Textes sprengen.

Die Beziehung des Kaiserhauses zu Gartenanlagen ist viel älter und differenziert zu betrachten, da es sich um Personalgeschichte handelt – und um die oft komplexe

Pflege und Erhaltung von Gärten und Pflanzensammlungen. Die Gartengeschichte beginnt ja viel früher, bereits zur Zeit der Renaissance waren die Gärten am Neugebäude in Wien und der Keuchengarten von Schloss Ambras in Tirol in ihrer Anlage auf Wunsch der Auftraggeber botanisch und gestalterisch speziell angelegt und weithin bekannt. Viele andere höfischen Anlagen sind verschwunden, manche sind in der Verwaltung der Bundesgärten nicht mehr integriert. Das Kaiserhaus hatte auch Anlagen, die als Wohnsitz von Seitenlinien genutzt wurden, in die Obhut der Hofgärtner gestellt. Ob diese mit kaiserlichem Auftrag durch Gartenkünstler entworfen und durch Hofgärtner errichtet wurden – oder wie das Belvedere bereits eingerichtet käuflich erworben worden waren – heute gehören sie alle zum gartenkulturellen Erbe dieses Landes. Manche Gärten wurden schon vor langer Zeit wie das Neugebäude in Wien zerstört und die Liegenschaft verkauft, viele neue Aufgaben kamen im 18. Jahrhundert und 19. Jahrhundert dazu, wie die Hofburggärten, die neben Volksgarten und Burggarten alle Freiräume rund um die Hofburg inkludieren. Das Archiv der Bundesgärten bietet dazu Einblick in die umfangreiche Verwaltungsgeschichte. Durch den reichen Bestand an Archivalien gibt es die Übersicht über die unzähligen Projekte und Tätigkeiten, die in Wien und außerhalb der Residenzstadt ehemals zu leisten waren. Ich danke Frau Dr. Eva Berger von der TU Wien dazu für Ihre Hinweise und Frau Dr. Monika Gröschel vom Archiv der Bundesgärten für die freundliche Bereitstellung der Abbildungen.

Die Liste der Gartendirektoren beginnt im späten 18. Jahrhundert. Darunter befinden sich bedeutende Gartenkünstler, Botaniker, Gartenverwalter. Sie kamen aus vielen Ländern Europas und haben die alten Gartentraditionen weitergeführt und Generationen von Gärtnern ausgebildet, um das Wissen der Botanik und der Pflanzenpflege auf ein hohes Niveau zu bringen. Erst Holländer, dann Italiener und Franzosen, brachten Geschmack, Stil und Pflanzenkunde an den österreichischen Hof. Die Fachleute waren gut vernetzt, denn manche stammten aus Gärtnerdynastien, deren Mitglieder an mehreren Höfen Europas tätig waren. Zur Zeit des Barock wurde der Entwurf der höfischen Gärten und ihrer raffinierten Ausführungsdetails den Gartenkünstlern, Tapisseuren und Wasserbauingenieuren zugeteilt, die Pflege der Gärten und der Pflanzensammlungen den botanisch versierten Gärtnern.

Liste der Gartendirektoren

1753–1780 Adrian van Steckhoven	1935–1938 Franz Matschkal
1780–1790 Richard van der Schot	1938–1939 Herrmann Cammerloher
1790–1827 Franz Boos	1939–1942 Georg Cufodonti
1827–1839 Franz Bredemeyer	1942–1945 Paul Hudl
1839–1845 Philipp Welle	1945–1958 Franz Matschkal
1845–1865 Heinrich Schott	1958–1962 Emil Plankh
1865–1889 Adolf Vetter	1962–1972 Josef Falch
1889–1896 Anton Umlauf	1973–1988 Ernst Kaven
1896–1908 Franz August Vogel	1989–2003 Peter Fischer-Colbrie
1908–1919 Johann Reitmeyer	2004–2016 Brigitte Mang
1919–1935 Fritz Rottenberger	2016–2019 Gottfried Kellner

Die Ausbildung erfolgte über Generationen durch die Lehranstalten für Gartenbau und bei Hof. Erst durch die Gartenverwaltungen war es möglich, den „Hofgärtner“ auszubilden und später – ab dem 19. Jahrhundert – die Gartendirektionen öffentlich zugänglicher Parks einzurichten. Während in der Zeit der Ersten Republik vor allem die Folgen der Kriegsoffer des Ersten Weltkrieges unter den Mitarbeitern zu beklagen waren, aber die Glashäuser und Parkanlagen im Original erhalten geblieben sind, haben die Folgen des Dritten Reiches und die Bombenschäden im Zweiten Weltkrieg großen Schaden angerichtet. Eine Studie unter Leitung von Prof. Dr. Oliver Rathkolb beleuchtet die Mitläuferschaft der NSDAP, die bis in die Personalbesetzung der Gartenverwaltungen stattfand. Die Zeit des Wiederaufbaus und danach war für die Bundesgärten auch von Budget- und Personalmangel gekennzeichnet. So gab es noch bis 1973 selten Sandkisten und keine Sport- oder Spielplätze in den Bundesgärten. Damals war die Verwaltung der Bundesgärten auch mit weiteren Aufgaben betraut, wie der Pflege der Freianlagen an Bauten der Republik, z. B. an der Residenz des Bundespräsidenten, bei Ministerien, Gymnasien, etc. Es gab sogar den Pflanzenverleih für die Bevölkerung und für Floristen weitere, vielfältige Aufgaben wie die florale Dekoration des Opernballs. Diese Tätigkeiten wurden vor Jahren eingestellt. Neue Anforderungen zu Ende des 20. Jahrhunderts entstanden durch den Tourismus und die Ansprüche der Besucher nach Sport, Kinderspiel, etc. Ich selbst konnte 1975 zum 200jährigen Jubiläum der Öffnung des Augartens mit tatkräftiger Unterstützung der Gartenverwaltung und sponsoring durch die Stadt Wien dort einen Wasserspielplatz anlegen und Klettergerüste einrichten. Mit aktiver Unterstützung durch Sponsoren und berufsbildende Schulen sind heute hier viele Kinderspielplätze z. B. durch workshops, aktive Lehrlingsausbildung, wie durch die Kooperation mit Fachhochschulen entstanden. Neue Gartenprojekte und Rekonstruktionen verlorener Gartenteile wurden seit Ende der Siebziger Jahre von Dir. Peter Fischer-Colbrie, Dir. Brigitte Mang und Dir. Gottfried Kellner beauftragt – wie unter anderem neue Eingangstore und urban gardening Bereiche für den Augarten oder auch die sogenannten „Rekonstruktionen“, z. B. „Am Keller“ in Schönbrunn, die Broderien im Belvedere oder eine Gartenintarsie im Keuchengarten im Schlosspark Ambras.

Die „Bundesgärten“ sind heute in einer Verwaltungseinheit von drei Instituten dem Landwirtschaftsministerium zugeordnet, wozu neben den Gartenanlagen und den botanischen Sammlungen auch die HBLFA Schönbrunn gehört, die eine solide Berufsausbildung garantiert. Diese Kombination stellt international eine Besonderheit dar und könnte für die Aufgaben des 21. Jahrhunderts in der Ausbildung und Wissensvermittlung eine besondere Rolle spielen. Unter den vielen Aufgaben, die diese Verwaltung umfasst, spielt nämlich die Sicherung botanischer Werte eine besondere Rolle. Die Reservegärten in Schönbrunn sind wie die Schauhäuser wichtige Pflanzenproduzenten. Die bedeutenden Pflanzensammlungen waren und sind



Abb. 2: der prachtvolle Plan zeigt die gesamte Anlage von Schönbrunn um 1865–1870, leider unsigniert, Quelle: Österreichische Bundesgärten

wissenschaftliche Wertschöpfungen, sie wurden parallel zu den täglichen Aufgaben mit aufsehenerregenden Pflanzenexpeditionen im 18. und 19. Jahrhundert unterstützt. Bis heute bestehen die Glashäuser an mehreren Standorten. Die Ausstellungen im Sonnenuhrhaus und Palmenhaus in Schönbrunn sind Publikumsmagneten.

Heute sind um die 260 Mitarbeiter als Landschaftsgärtner handwerklich tätig, die die Erhaltung und professionelle Pflege der Anlagen möglich machen. Es ist zu hoffen, daß dieses durch Generationen gewachsene Fachwissen bei Personaleinsparung und Vereinfachung der Pflegeprogramme für die Zukunft erhalten werden kann. Frau MR DI Mag. Dr. Josefa Reiter-Stelzl wurde vor kurzem als neue Dienststellenleitung der Bundesgärten bestellt. Herr Dir. Stv. HLFL-Ing. Gerd Koch ist heute für die Erhaltung der historischen Gärten verantwortlich und Herr Ing. Daniel Rohrauer für die botanischen Sammlungen. Eine sinnvolle Weiterentwicklung der Anlagen ist unter deren weitergehenden Leitung gewiss zu erwarten.

Hier werden die sieben Parkanlagen der Bundesgärten kurz beschrieben, wobei auf Grund der Komplexität der Anlagen nur auf wenige Details eingegangen werden kann.

Schloss Schönbrunn

Die Sommerresidenz des Kaiserhauses ist heute ausgliedert und wird von der Schloß Schönbrunn Kultur- und Betriebsges.m.b.H. (SKB) verwaltet. Die Pflege

und Verwaltung der Gärten liegt bei den Bundesgärten. Schönbrunn gehört zu den international bekannten großen Parkanlagen, die über die konsistente Gartenpflege bis heute das Erscheinungsbild eines höfischen Parks zum Ende des 19. Jahrhunderts erhalten hat. Der Ursprung dieser Anlage war ein Jagdgelände, das 1569 von Kaiser Maximilian II als „Khattherburg“ gekauft wurde und in einem Nordhang mit besonderer Nähe zum Wienfluss liegt. Nach den Zerstörungen der Türkenbelagerung 1683 wagte Leopold I einen vollständigen Neubeginn, jedoch musste das visionäre Konzept eines Schlosses am Hügel von Fischer von Erlach revidiert und dann verworfen werden. 1696 wurde schließlich der Schlossbau am Wienfluss begonnen und der Gartenkünstler Jean Trehet 1695–1699 mit der Herstellung der Gartenanlage beschäftigt, das von einem barocken Parterre mit Seitengärten und Bosketts bis heute gebildet wird. Die Parterres legen im Tal, ein großes Wasserbecken vor dem Hang im Süden des Schlosses bildet den Abschluss. Erst 1742 erteilte Kaiserin Maria Theresia an den Hofarchitekten Nicolas Pacassi den Auftrag, Schloss und Garten fertigzustellen. Viele Seitenbereiche wurden ab 1743 umgestaltet, unter anderem durch Louis Gervais und Architekt Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg, der mit dem Bau der Gloriette 1772 betraut wurde. Der damals errichtete Tiergarten ist heute eine eigenständige Verwaltungseinheit. Besonders attraktive Einbauten bilden in dem Park das Labyrinth, die römische Ruine und das Taubenhaus. Nur wenigen Besuchern ist bewusst, daß die Hauptachse des Geländes zum ehemaligen Truppenübungsplatz auf der Schmelz verweist und im Süden von der Maria Theresien-Kaserne abgeschlossen wird. Hier befindet sich auch die HBLFA Schönbrunn und die Direktion der Bundesgärten. Es ist zu begrüßen, daß der ehemalige holländische Garten entlang der Maxingstrasse den Bundesgärten erhalten bleibt.

Schloss Belvedere

Prinz Eugen von Savoyen (1663–1736) konnte durch seine Stellung als österreichischer Militär zu Vermögen gelangen und wirkte als Mäzen und Bauherr. Nach dem Grunderwerb einer Liegenschaft im Nordhang der Wieden- nahe der Neuen Favorita, der damaligen Sommerresidenz des Kaisers – beauftragte er den Architekten und Festungsbaumeister Lukas von Hildebrandt und den französischen Gartenkünstler Dominique Girard, um mit Anton Zinner, einem Wiener Gartenbauingenieur, die Gärten zu entwickeln. Die umfangreiche Bibliothek zu Gartenthemen, die Pflanzensammlungen im Kakteenhaus und die Zitrusfrüchte in der zerlegbaren Orangerie belegen das aktive Interesse dieses gebildeten Bauherrn an der Gartenkultur. Das Untere Schloss diente als Wohnung, der obere Schlossbau für diplomatische Verhandlungen und als Empfangsraum und wurde vom Ehrenhof im Süden angefahren. Dazu schreibt Stefan Schmidt 1993: „wohl kaum eine Gartenanlage in Österreich vereint die Elemente des großen französischen Gartens mit der manieristischen Raffinesse der italienischen Villengärten wie

das zwischen 1700 und 1723 errichtete Belvedere.“ Die Anlagen gelangten aus dem Nachlass Prinz Eugens von Savoyen durch Ankauf an Kaiserin Maria Theresia, sie sollten erst nach 1750 Belvedere genannt werden. Diese besonderen Umstände machten es möglich, dass das Belvedere auf der ursprünglichen Parzelle erhalten geblieben ist. Im 19. Jahrhundert reorganisierten die Gartendirektoren Vetter und Umlauf die Anlagen. Begeht man den Hauptgarten vom Norden nach Süden, so machen den besonderen Reiz des Gartens die Wasserkünste aus, denn mit deren Verlauf sind optische Überraschungen verborgen, die das Obere Belvedere zum Schweben und zum Verschwinden bringen. In diese Hanglage schneidet eine horizontale Ebene – hier entstand eine reizender Rokoko-broderie, die einen besonderen Akzent im Garten bildet. Die Broderien wurden seit 1995 rekonstruiert. Die Seitengärten waren als privat nutzbare Gärten, auch als Küchengärten und mit einer Menagerie genutzt. Temporäre Kunstinstallationen wie von Ai Wei Wei bieten abwechslungsreiche Kulturangebote.

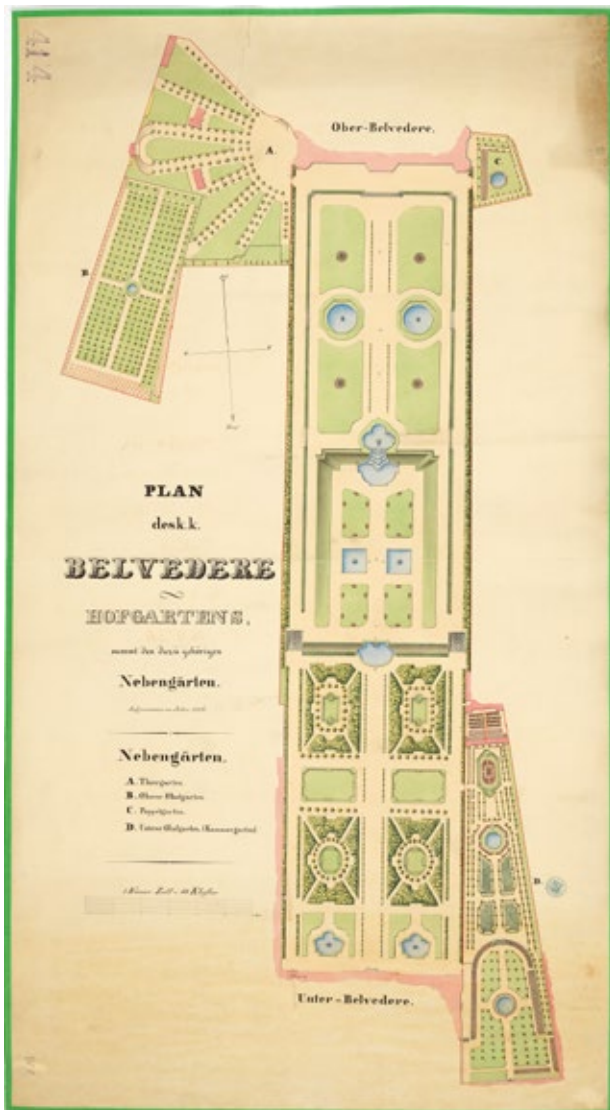


Abb. 3: Die vielen Teilbereiche der Gärten am Belvedere werden 1847 übersichtlich erfasst, Quelle: Österreichische Bundesgärten

Augarten

Der Augarten (Abb. 1) in Wien wurde als „Alte Favorita“ im Bereich der Donauauen um 1614 für Kaiser Matthias als Jagdgelände angelegt. Nach zwei Türkenbelagerungen waren die dort befindlichen frühbarocken Anlagen größtenteils zerstört. Die Stichserie von Salmonon Kleiner dokumentiert die Wiederrichtung und Bezüge der sternförmigen Alleen auf Sichtachsen außerhalb des Gartens Mitte des 18. Jahrhunderts. Die Anlagen dienten damals weiterhin vor allem der Jagd, nachdem das Kaiserhaus – auch wegen der Gelsenplage in den Donauauen – die Neue Favorita auf der Wieden bevorzugte. 1775 ließ Josef II den Augarten dem Publikum öffnen und für sich selbst das Josefstöckl als Sommersitz mit einem damals neuartigen Gartenbereich im anglo-chinesischen Stil errichten. Heute befinden sich im Gelände Gartenelemente vom Frühbarock bis zur Spätgründerzeit. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Palais Augarten als Wohnsitz des Kaiserhauses genutzt, heute gibt es neben den Grünanlagen viele halböffentlich genutzte Teilbereiche, wie die ehemaligen Dienstbotengebäude, die das Österreichische Filmarchiv nutzt, das MUTH und die Schule der Sängerknaben, die sich im Bereich des Palais und des Josefstöckls befinden sowie eine Vielzahl von Schulspielplätzen.

Schlosspark Ambras

Der Stich von Matthias Merian zeigt den im hochalpinen Raum von Ambras gelegenen Schlosskomplex Ambras um 1650. Zu dieser Zeit wurde der Keuchengarten im Hang oberhalb von Innsbruck angelegt. Heute ist der Schloßpark durch das hügelige Gelände und den bedeutenden Baumbestand besonders wertvoll. Schon zur Zeit Erzherzog Ferdinands, der die Gärten 1566–1572 anlegen ließ, bot das Areal einigen Unterhaltungswert für Besucher und Bewohner. Die Reisebeschreibungen aus der Zeit berichten, wie Erzherzog Ferdinand mit Philippine Welser lebte- und von den Festen im Schlossgarten. Es gab diverse Unterhaltungsangebote wie z. B. einen fahrenden Tisch, aber auch Wasserscherze und in der noch heute vorhandenen Grotte einen Trinkstuhl, der seine Benutzer



Abb. 4: Der Stich von Merian, zeigt das Hochschloß mit Keuchengarten in Ambras um 1650



Abb. 5: Hofgarten Innsbruck; eine zarte feine topografische Federzeichnung vom Burggarten, leider anonym und undatiert, Quelle: Österreichische Bundesgärten

fesselte. Das Hochschloss beherbergt heute das Museum. Der Spanische Saal und das Unterschloss gegenüber dem Keuchengarten werden gerne als beliebte Treffpunkte der Innsbrucker Stadtgesellschaft genutzt. 1856–1862 wurde durch Erzherzog Karl Ludwig der Landschaftspark beauftragt und von den Hofgärtnern mit prächtigen Gehölzen ergänzt und umgestaltet, wobei im Keuchengarten auf Wunsch von Erzherzog Karl Ludwig ein Schwimmbad eingerichtet wurde. Aktuell finden Sommerfeste statt, Freiluftveranstaltungen wie Skulpturenausstellungen machen den Schlosspark attraktiv.

Hofgarten Innsbruck

Manche Gartenbereiche der Hofburg in Innsbruck stammen noch aus der Zeit Erzherzog Ferdinands II (1529–1595), die ab 1564 „Ruhelust“ genannt war. Die frühen Abbildungen berichten von Einrichtungen, die den Gärten der Prager Burg ähnlich waren. Mehrere Brände im 17. Jahrhundert und 18. Jahrhundert zerstörten Garteneinbauten, ab 1763 wurden die Anlagen in romantischem Stil erweitert. In den napoleonischen Kriegen litten die Anlagen, ab 1805 wurde der Hofgarten durch den bayerischen Kronprinzen instand gesetzt. Ein Glashaus, Gewächshäuser und ein Gastlokal wurde von seinem Hofintendanten F. L. Sckell errichtet, ab 1818–1839 entstand der englischer Landschaftsgarten, jedoch wurde dieser durch Straßenbau bereits 1842 zweigeteilt. Der Hofgarten hat trotz mehrfacher Flächenverluste bis heute den lebenswerten Charme eines gepflegten Arboretums im Stil des englischen Landschaftsgartens – mit Papageien, Glashäuser, Sichtbezügen zu Monumentalbauten. Bis heute sind weitere Teile durch Parzellierung verschwunden, aber aktuell und weiterhin ist der Hofgarten das Wohnzimmer der Innsbrucker!

Eva Berger, *histor Gärten Österreichs, Garten- und Parkanlagen von der Renaissance bis um 1930*, Wien 2003, Band 2 Tirol S. 619,622,

Band 2 Wien S. 78, S. 92, S. 97.

Josef Glaser, *Schönbrunner Chronik*, Wien 1990 5. Aufl., S. 112.

Website der Bundesgärten: www.bundesgaerten.at

Cordula Loidl-Reisch, *Der Burggarten*, in: *Historische Gärten in Österreich, Vergessene Gesamtkunstwerke*, herausgegeben von der österreichischen Gesellschaft für historische Gärten, Konzept und Redaktion, Geza Hajos, Wien, 1993, S. 222.

Cordula Loidl-Reisch, *Der Volksgarten*, in: *Historische Gärten in Österreich, Vergessene Gesamtkunstwerke*, herausgegeben von der österreichischen Gesellschaft für historische Gärten, Konzept und Redaktion, Geza Hajos, Wien, 1993, S. 234.

Stefan Schmidt, *Die Gärten des Belvedere*, in: *Historische Gärten in Österreich, Vergessene Gesamtkunstwerke*, herausgegeben von der österreichischen Gesellschaft für historische Gärten, Konzept und Redaktion, Geza Hajos, Wien, 1993, S. 241.

Beatrix Hajos und Brigitte Mang, in: *Die kaiserlichen Gärten von Schönbrunn*, in: *Historische Gärten in Österreich, Vergessene Gesamtkunstwerke*, herausgegeben von der österreichischen Gesellschaft für historische Gärten, Konzept und Redaktion, Geza Hajos, Wien, 1993, S. 257.

Monika Frenzel, *Der Hofgarten in Innsbruck*, in: *Historische Gärten in Österreich, Vergessene Gesamtkunstwerke*, herausgegeben von der österreichischen Gesellschaft für historische Gärten, Konzept und Redaktion, Geza Hajos, Wien, 1993, S. 193.

Monika Frenzel, *Die Gärten von Schloß Ambras, Renaissanceanlage und Landschaftspark*, in: *Historische Gärten in Österreich, Vergessene Gesamtkunstwerke*, herausgegeben von der österreichischen Gesellschaft für historische Gärten, Konzept und Redaktion, Geza Hajos, Wien, 1993, S. 188.

Besuchen Sie unsere Website

<https://www.denkmal-ortsbildpflege.at>

Wir laden Sie dazu ein dort zu stöbern und sich auch online über Aktuelles und Vergangenes zu informieren. Seit Mai 2018 entspricht unsere Homepage der neuen DSGVO und ist zu Ihrer Sicherheit auch über https abgesichert. Sie erkennen dies an einem Schloss in der Adressleiste und einem vorangestelltem https.

C//f

christoph-freyer.at

christoph freyer
kunsthistoriker //
webdesign //

Anzeige

Der Chorbau von St. Stephan in Wien. Architektur und Schriftquellen

Alfred Fischeneder-Meiseneder



Abb. 1: Wien, St. Stephan, Albertinischer Chor, Nordseite, © Alfred Fischeneder-Meiseneder 2018

Die Baugeschichte des Chorbaues von St. Stephan in Wien galt bis zum Erscheinen des Buches von Johann Josef Böker im Jahr 2007 als weitestgehend erforscht. Die Tagung „St. Stephan in Wien die gotische Kirche im Bau“ im Jahr 2011 am Institut für Kunstgeschichte in Wien zeigte hierbei, dass es zum Chorbau und zur Baugeschichte von St. Stephan zwar viele schriftliche Quellen, Nachrichten und Hinweise zum Bauverlauf gibt, diese aber noch nicht vollständig für die wissenschaftliche Auswertung verwendet wurden. Im Laufe der Tagung wurde deutlich, dass um den Entstehungsprozess der Stephanskirche verstehen zu können, es notwendig ist die schriftlichen Quellen wesentlich differenzierter als bisher auszuwerten. Ein wichtiger Schritt in diese Richtung ist Barbara Schedl mit dem Buch „St. Stephan in Wien. Der Bau der gotischen Kirche“, erschienen im Jahr 2018,

geglückt.¹ Frau Schedl nahm die Tagung 2011 zum Anlass sich mit den verschiedenen Nutzungskonzepten der Kirche als Pfarrkirche, ab dem Jahr 1362 als Grablege der Habsburger und ab dem Jahr 1365 als den Sitz der Universität, mit dem Schwerpunkt auf die schriftliche Dokumentation zu beschäftigen. Diese Auswertung der Quellen gibt uns ein wertvolles Werkzeug an die Hand, mit dem das Baugeschehen, der Bauablauf, die Ausstattung der Kirche – im Besonderen soll in diesem Beitrag auf den Chor eingegangen werden – zielgerichtet bewertet werden kann. Es entsteht eine differenziertere Darstellung des Bauprozesses und von der Verwendung des Chores.

Am Anfang des Chorbaues steht der Grundstückserwerb und der damit verbundene Abriss der spätromanisch-frühgotischen Kirche. Das dicht verbaute Gebiet, auf dem der



Abb. 2: Wien, St. Stephan, Albertinischer Chor, Blick aus dem nördlichen Seitenschiff in Richtung Südosten, © Alfred Fischeneder-Meiseneder 2018

heutige Chor errichtet wurde, konnte nur unter schwierigen Bedingungen angekauft werden. Die Grundherren waren der Deutsche Orden, die Johanniter und die Zwettler Zisterzienser.² Ob die Brandkatastrophe im April des Jahres 1276 als Anlass für einen Neubau anzusehen ist wird aus den Quellen nicht deutlich. Viele der durch die Beschädigung des Brandes hervorgegangenen Schäden wurden zurzeit des Königs Rudolf I. bis 1278 beseitigt. Neben diesen Zerstörungen war eine Vergrößerung auch notwendig geworden, um den acht höheren sowie den vielen niederen Geistlichen eine ungestörte Abhaltung der Liturgie im Chor und ihre Verpflichtung zur Durchführung der Stundengebete zu ermöglichen.³ In den frühen Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts wurden viele ältere aus der Romanik stammenden Chöre durch zumeist Hallenchöre, die viel größere Ausmaße mit weiteren Pfeilerabständen und breiteren Fensteröffnungen hatten, ersetzt. Zentrale Vorbilder für den Chorbau in Wien waren der Hallenchor in Heiligenkreuz und der Domchor in Regensburg. Im Jahr 1300 wurde in Rom ein Ablassbrief ausgestellt, welcher möglicherweise mit dem Neubau des Chores in Wien in Verbindung steht. In den Jahren 1303 und 1304 ändern sich die Besitzverhältnisse des Greifensteiner Hauses, der Katharinenkapelle und des Kaplanhauses.⁴ Weil der neue Chor wesentlich größer werden sollte, war es notwendig das Bauwerk nach Osten zu erweitern.⁵ Im Jahr 1306 erfolgte eine Stiftung einer Wiener Bürgerin Namens Margaret die Praeuzzline von zehn Pfund Pfennige für den Chor von St. Stephan in Wien.⁶ Wie lange die Abbrucharbeiten dauerten oder, ob schon der neue gotische Chor errichtet

wurde lässt sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht sagen. Es wurden die nach Osten angrenzenden Grundstücke und Gebäude erworben und für den neuen Chor abgetragen.⁷

Erst in den 1320er Jahren setzen die Stiftungen für den Hallenchor ein. Mit Heinrich von Luzern der ab 1321 Pfarrer von Wien wurde sind größere Baufortschritte zu erwarten. Mit seiner Amtseinführung steigen die finanziellen Zuwendungen und Stiftungen für den Hallenchorbau. Neben den bürgerlichen Zuwendungen der Witwe von Fridreich des Saitchoufer in den Jahren 1318⁸ und 1328⁹, stiftete Guta, die Schwester von Friedrich dem Schönen, auch im Testament von Königin Isabella von Aragón werden Spenden für den Chorbau veranlasst.¹⁰ Weitere Einnahmen gab es über zahlreiche Ablässe in den Zwanzigerjahren des 14. Jahrhunderts. Der Ablass aus dem Jahr 1339 fordert die Gläubigen zu Spenden für den Chorbau und für ein Sakramentshaus auf.¹¹ Die Weihe des Chores fand am 23. April im Jahr 1340 statt.¹² Aufforderungen zu Spenden für den Chorbau gab es noch Ende des Jahres 1340 und im Jahr 1341.¹³ Die Geschichte des neuen Chorbaues beginnt demnach mit dem Grundstückskauf für die Chorerweiterung im Jahr 1304 und findet seine Fortsetzung vor allem in den 1320er und 1330er Jahren. Wichtige Hinweise auf den Fortschritt im Bauprozess sind die Altäre im neuen Hallenchor. Zudem bilden Ewige Messen und Prozessionen Hinweise auf die Verwendung des Kirchenraumes. Fronleichnamsprozessionen sind spätestens nach 1340 nachgewiesen.¹⁴ Die erste Nennung des Zwölfbotenaltars im südlichen Chor ist im Jahr 1331



Abb. 3: Wien, St. Stephan, Albertinischer Chor, Mittelschiff, © Alfred Fischeneder-Meiseneder 2018

und wurde 1336 bestätigt.¹⁵ Danach gibt es noch Nennungen 1338, 1348, 1356 und 1365. Der Zwölfbotenaltar war in der südlichen Chorapsis situiert.¹⁶ Im Jahr 1336 wurde entweder am Apostel- oder am Zwölfbotenaltar eine Ewige Messe für Meister Tylo gelesen, was bedeutet, dass der Chor schon soweit vollendet war, um Ewige Messfeiern abhalten zu können. Weiter im Westen im Apostelchor an der südlichen Mauer befand sich der ab 1285 nachgewiesene Johannesaltar.¹⁷

Vermutlich gab es schon ab 1340 einen über drei Schiffe gehenden Lettner. Dieser wurde mit einer Bühne und als Hallenlettner mit einer geschlossenen Wand in Richtung Chor ausgeführt.¹⁸ Im mittleren Joch stand ab 1334 der Gottleichnamsaltar.¹⁹ Dieser Altar wurde 1363 nach Osten verschoben und über der Herzogsgruft platziert.²⁰ In der Zeit um 1340 ist im Hauptchor der Fronaltar anzunehmen, welcher 1363 erstmals urkundlich erwähnt wurde. Im Nordchor ist der Frauenaltar im Jahr 1339 erstmals urkundlich nachweisbar. Ab 1339 sind großzügige Stiftungen von Kerzenwachs für ewige Lichter am Frauenaltar belegt.²¹ Um 1340 ist der Leonhardsaltar im Mittelschiff des Chores im ersten westlichen Joch zu vermuten.²² Diese um 1340 im Hallenchor nachweisbaren Altäre wurden wie der Gottleichnamsaltar als Ausgangspunkt für die Fronleichnamspzession genutzt. Der Gottleichnamsaltar wurde für die Zeit der Abbrucharbeiten des alten Chores der Hauptaltar der Kirche.²³ Der Frauenaltar im nördlichen Chor wurde in den 1350er Jahren bis 1365 reich bestiftet und es wurden Messen sowie Jahrtage

abgehalten.²⁴ Ab circa 1340 ist ein Hallenlettner mit einer Bühne und einer geschlossenen Rückwand anzunehmen. Direkt im Anschluss an das alte Querhaus erstreckte sich der Lettner über alle drei Schiffe. Ab 1334 stand im Mittelschiff der Gottleichnamsaltar, ab 1348 ist der Dreikönigsaltar sowie der Katharinenaltar genannt.²⁵ Mit dieser Rekonstruktion des Innenraumes, mit den Altären und mit dem Lettner, lässt sich feststellen, dass wenn Um- oder Neubauaktivitäten in der Zeit zwischen 1340 und 1365 stattgefunden haben, diese lokal beschränkt waren. Damit ist ein Auswechseln des Gewölbes, ein Tausch von Freipfeilern oder ähnlichen Maßnahmen nur sehr schwer denkbar und es finden sich dazu keine Hinweise in den Quellen. Viel eher sehen wir eine ausgiebige liturgische Nutzung und Verwendung des Chores nach 1340.

Demnach lässt sich sehr gut eine Chronologie des Bauprozesses beschreiben. Erst mit Antritt des Pfarrers Heinrich von Luzern 1321 und in den nachfolgenden Jahren ist ein großer Baufortschritt feststellbar. Die alte Apsis wurde noch einige Jahre weiterverwendet und der Chor wurde schrittweise – beginnend mit den Außenmauern – um den alten Chor errichtet. Gestartet wurde mit dem südlichen Chorschiff. Eine Ewige Messe wurde schon vor dem Jahr 1331 am Zwölfbotenaltar, der sich in der südlichen Apsis befand, geleistet. Damit war der südliche Teil des Chores als erstes auch liturgisch nutzbar. Spätestens ab 1334 wurde der alte Chor abgetragen, denn schon im Jahr 1334 wurde der Gottleichnamsaltar östlich an die Vierung angrenzend aufgestellt. Der Hallenchor war



Abb. 4: Wien, St. Stephan, Albertinischer Chor, nördliche Seitenwand, © Alfred Fischeneder-Meiseneder 2018

somit um das Jahr der Weihe und danach wie an den vielen urkundlichen Nachweisen belegt werden konnte, liturgisch nutzbar. Es ist somit nicht von einer Baustelle, auf der grundlegende Arbeiten an Mauern, Pfeilern oder am Gewölbe in der Zeit zwischen 1340 und 1365 durchgeführt wurde, auszugehen. Was aber nicht heißt, dass der Chor völlig fertiggestellt war. Nach der Weihe im Jahr 1340 wurde erst die weitere Ausstattung und die Glasfenster abgeschlossen. Auch das Dach wurde erst in den folgenden Jahren mit bunt glasierten Dachziegeln bewerkstelligt. Möglicherweise wurde das Dach erst unter Herzog Rudolf IV. gänzlich vollendet. Joseph Ogesser zitiert hierbei eine mittlerweile verschollene Urkunde aus dem Wiener Stadt- und Landesarchiv. In dieser Urkunde wird berichtet, dass das Aufsetzen des Daches mit bunten Dachziegeln erst 1365 vollendet werden konnte.²⁶ Zuvor ist von einer provisorischen Überdachung auszugehen.

Die Schriftquellen zeigen, dass der Chor für Messfeiern, für Prozessionen und zahlreiche Stiftungen für die Liturgie nach 1340 verwendet wurde. Damit ist festzuhalten, wenn nicht das Dach zur Gänze um 1340 fertiggestellt war, so gab es eine provisorische Überdachung im Chor von St. Stephan. Mit großer Vorsicht ist der Text von Ogesser zu lesen, da wie am Beispiel der Fertigstellung der Dächer eine Umkehrung im Bauablauf von Ogesser vorgenommen wurde. Dabei sei das niedere Dach von Kaiser Friedrich, dass höhere von Herzog Rudolf aufgesetzt worden.²⁷ Gerade solche umgedrehten Bauabfolgen

sind nicht wie Johann Josef Böker den Ogesser Text deutet, als Beweis für einen Rudolfinischen Bau zu werten, sondern ein Hinweis auf den kritischen Umgang mit dem Ogesser Text.²⁸ Die Dachkonstruktion mit den zwei Arkadenreihen über den Pfeilern, die das hohe Satteldach getragen haben, konnte demnach in der Zeit um oder nach 1340 fertiggestellt werden. Mittel- und Südschiffgewölbe wurden beim Einsturz der oberen Arkaden am Ende des Zweiten Weltkrieges durchschlagen. In der Nachkriegszeit wurden die Pfeiler, die Arkaden, die Gewölbe und der Dachstuhl rekonstruiert. Der alte Dachstuhl mit überaus massiven, doppelten Arkadenstellungen bedingt massive Freipfeiler und verbietet eine Reduzierung der Pfeilerdurchmesser. Demnach ist bei Interpretationen zur Stilisierung der Freipfeiler die Konstruktionsweise mit den doppelten Arkadenstellungen, die zwangsläufig zu massereichen Baugliedern führt, zu beachten.

Im letzten östlichen Joch des Mittelchores wurde um das Jahr 1360 die alte Herzogsgruft errichtet. Eine rechteckige Gruft mit einer Länge von circa 5 Metern und einer Breite von circa 3,3 Metern konnte über einen Treppenabgang mit 14 Stufen erreicht werden.²⁹ Möglicherweise war die Herzogsgruft 1362 vollendet.³⁰ Rudolfs jüngerer Bruder Friedrich III. wurde zuerst bestattet.³¹ Über dem Eingang in die Gruft wurde das Hochgrab von Rudolf IV. im Jahr 1365 aufgestellt. Der Gottsleihnamsaltar wurde wieder bei seinem ursprünglichen Aufstellungsort über dem Gewölbe der Herzogsgruft, somit im letzten östlichen Joch



Abb. 5: Wien, St. Stephan, Albertinischer Chor, Mittelschiff, Gewölbe, © Alfred Fischeneder-Meiseneder 2018

des Mittelchores im Jahr 1363 positioniert. Damit waren die Arbeiten an der Herzogsgruft mit der Errichtung von Treppenabgang, von den Gewölben und die Erneuerung des Fußbodens abgeschlossen. Der Abgang zur Gruft war deutlich schmaler als die Kammer, demnach, wie auch bei Marquard Herrgott zu sehen ist, war es ohne weiteres möglich die Gruft sowie den Gruftabgang zwischen den Pfeilern zu positionieren. Der Pfeilerabstand im Mittelschiff beträgt um die 10 Meter und ist damit ohne einen Abriss der nur wenige Jahre zuvor errichteten Freipfeiler möglich gewesen. Ein Abtragen des nur circa zwanzig Jahre zuvor fertiggestellten Chores ist damit unverhältnismäßig. Es war zudem nicht notwendig Pfeilerfundamente abzufangen, da die Breite der Gruft bedeutend schmaler war.³² Des Weiteren ragt die Gruft in das mittlere Chorjoch und ist demnach von den Chorwänden umgeben. Zudem wäre nur der Abriss von zwei Pfeilern notwendig gewesen und nicht der Austausch der gesamten sechs bis acht Freipfeiler. Ebenfalls fragwürdig wäre der Abriss und die Neuerrichtung der Vierungspfeiler, die wiederum die Stilistik der Freipfeiler aufweisen. Wie Marc Carel Schurr richtigerweise anmerkt, wären die ursprünglichen Pfeiler ein zweites Mal verwendet worden.³³ Die Stilistik der Pfeiler ist dementsprechend auch nicht zwangsläufig aus der Zeit um 1360, sondern eine Entstehungszeit zwischen 1320 bis 1340 ist hierbei ebenfalls möglich.³⁴ Demnach sprechen die architektonischen Formen und die Schriftquellen zum Chorbau für eine zeitnahe Entstehung von Wänden, Gewölbe und Freipfeilern im Chor von



Abb. 6: Wien, St. Stephan, Albertinischer Chor, nordöstlicher Vierungspfeiler mit Runddiensten, © Alfred Fischeneder-Meiseneder 2018



Abb. 7: Wien, St. Stephan, Albertinischer Chor, Arkadenstellung, Blick aus dem Mittelschiff in Richtung Süden,
© Alfred Fischeneder-Meiseneder 2018

St. Stephan. Möglicherweise zog sich wie bereits erwähnt das Aufsetzen des Daches mit bunten Dachziegeln noch einige Jahre nach 1340 hin. Hinweise für einen Abriss des wenige Jahre zuvor vollendeten Hallenchores finden sich nicht in den Quellen, viel häufiger ist nach 1340 die Rede von der weiteren Ausstattung und liturgischen Verwendung des Chores.³⁵

Dank der im Jahr 2018 publizierten Untersuchung von Barbara Schedl zum Bau von St. Stephan in Wien lässt sich ein differenziertes Bild vom Chorbau zeichnen. Sicher ist die Annahme, dass im Jahr der Chorweihe 1340 der gesamte Chorbau abgeschlossen war, aus heutiger Sicht nicht haltbar. Der Hallenchor war aber was die Urkunden zur Liturgie, zu den Altären und zum Lettner zeigen für liturgische Handlungen bereits nutzbar. Es lässt sich sogar eine Chronologie der Bauabläufe mittels Altäre nachzeichnen, die beginnend im Süden sich nach Norden fortsetzt. Mit Hilfe der Urkunden kann der bauliche Zustand, aber auch die veränderte Nutzung beginnend als Pfarrkirche und ab dem Jahr 1362 als Grablege der Habsburger nachgezeichnet werden. Neben der Erfassung und Untersuchung der Stilistik des Bauwerks ist das Analysieren der mittelalterlichen Schriftquellen eine zentrale Aufgabe in der Forschungsgeschichte zu St. Stephan in Wien. Gerade diese differenzierte Darstellung des Entstehungsprozesses ist die Grundlage für weitere Untersuchungen zur Baukunst in Österreich und zu Überlegungen zur weiteren Entfaltung der gotischen Architektur.³⁶

- 1 Barbara Schedl, St. Stephan in Wien, Der Bau der gotischen Kirche (1200–1500), Wien/Köln/Weimar 2018.
- 2 Richard Perger, Die Grundherren im mittelalterlichen Wien, 1.–3. Teil, in: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 19/20 (1963/64) S. 47–50.
- 3 Joseph Ogesser, Beschreibung der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien, Wien 1779, S. 6. Schedl, Zit. 1, S. 37.
- 4 Schedl, Zit. 1, S. 38.
- 5 Alfred Fischeneder, Der Albertinische Chor des Wiener Stephansdomes, Ergebnisse einer stilkritischen Bauuntersuchung, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege (ÖZKD), LXVII, Heft 1/2, Wien 2013, S. 109–112.

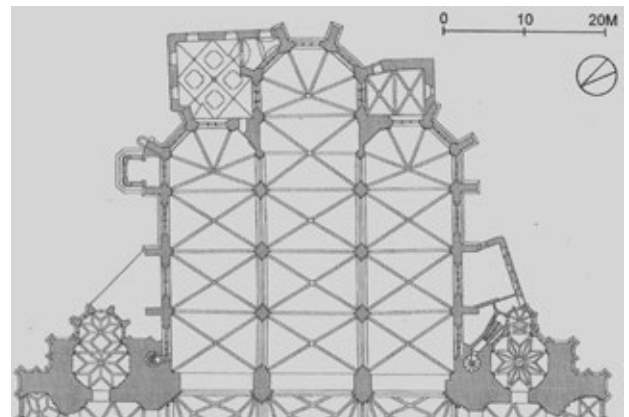


Abb. 8: Wien, St. Stephan, Albertinischer Chor, Grundriss, Quelle: Dehio Handbuch, Wien I, Innere Stadt, Wien 2003, S. 186

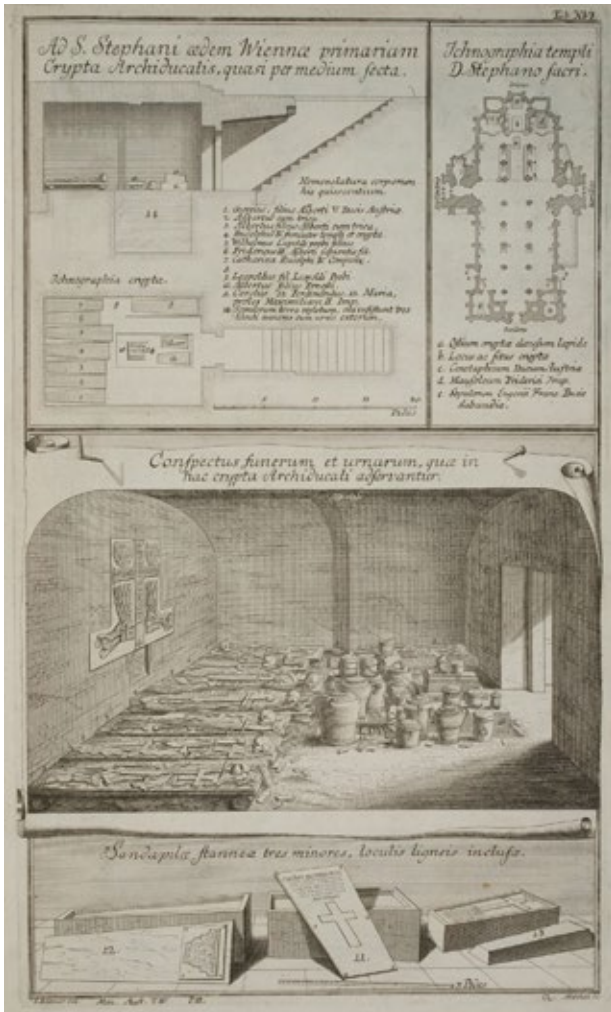


Abb. 9: Die mittelalterliche Herzogsgruft nach Marquard Herrgott, *Taphographia Principium Austriae*, Salomon Kleiner, (Stecher: Nicolai). Quelle: Unidam, Universität Wien, Institut für Kunstgeschichte.

- 6 Annemarie Fenzl, *Der Stephansdom – Museum oder Gotteshaus?*, in: *850 Jahre St. Stephan Symbol und Mitte in Wien 1147–1997*, Ausstellungskatalog, Wien 1997, S. 11.
- 7 Fischeneder, Zit. 5, S. 109–111.
- 8 QGStW II/5, Nr. 40. Karl Uhlirz, *Die Continuatio Vindobonensis*. Ein Beitrag zur Quellenkunde der Geschichte Wiens, in: *Blätter für Landeskunde von Niederösterreich*, 29, 1895, Nr. 12669, S. 3–64. Perger, Zit. 2, *Stephansplatz 2/Stock im Eisen Platz 2*, S. 64. Schedl, Zit. 1, S. 43–44.
- 9 QGStW II/1, Nr. 105. Perger, Zit. 2, *Singerstraße 26/Franziskanerplatz 4*, S. 51. Schedl, Zit. 1, S. 44.
- 10 QGStW I/5, Nr. 4800.
- 11 QGStW I/4, Nr. 3973. Ogesser, Zit. 3, Anhang S. 139–140. Schedl, Zit. 1, S. 44.
- 12 Fischeneder, Zit. 5, S. 111.
- 13 QGStW I/4, Nr. 3976, Nr. 3977, Nr. 3978, Nr. 3979, Nr. 3980. Ogesser, Zit. 3, S. 143–146. Fischeneder, Zit. 5, S. 111. Schedl, Zit. 1, S. 44.
- 14 Schedl, Zit. 1, S. 152.
- 15 Schedl, Zit. 1, S. 215 und S. 295 im Tafelteil.
- 16 Schedl, Zit. 1, S. 45.
- 17 Schedl, Zit. 1, S. 215 und S. 295 im Tafelteil.
- 18 Schedl, Zit. 1, S. 47.

- 19 Schedl, Zit. 1, S. 46, S. 215 und S. 295 im Tafelteil.
- 20 Schedl, Zit. 1, S. 46, S. 215 und S. 295 im Tafelteil.
- 21 QGStW II/1, Nr. 209. Uhlirz, Zit. 8, Nr. 12687. Schedl, Zit. 1, S. 47.
- 22 Schedl, Zit. 1, S. 47, S. 215 und S. 295 im Tafelteil.
- 23 Schedl, Zit. 1, S. 46.
- 24 Schedl, Zit. 1, S. 46.
- 25 Schedl, Zit. 1, S. 47, S. 215 und S. 295 im Tafelteil.
- 26 Ogesser, Zit. 3, S. 19. Schedl, Zit. 1, S. 48.
- 27 Ogesser, Zit. 3, S. 27.
- 28 Johann Josef Böker, *Der Wiener Stephansdom. Architektur als Sinnbild für das Haus Österreich*, Salzburg/Wien/München 2007, S. 79.
- 29 Schedl, Zit. 1, S. 65.
- 30 Schedl, Zit. 1, S. 66.
- 31 Schedl, Zit. 1, S. 66–67.
- 32 Böker, Zit. 28, S. 82.
- 33 Marc Carel Schurr, *Gotische Architektur im mittleren Europa 1220–1340*, München/Berlin 2007, S. 276–277.
- 34 Schurr, Zit. 33, S. 277.
- 35 Schedl, Zit. 1, S. 46–48.
- 36 Alfred Fischeneder, *Die Baukunst an der Wende von der Hoch- zur Spätgotik in Wien*, Wien und die Umgebung von Wien als ein Zentrum für die Entwicklung der Architektur und als ein Mittelpunkt für die Entstehung der Spätgotik im Osten Österreichs, Abschlussbericht für das Wissenschaftsstipendium, Gefördert durch die Kulturabteilung der Stadt Wien, Wissenschafts- und Forschungsförderung, Wienbibliothek Rathaus Wien, Wien 2016, S. 1–10. Alfred Fischeneder, *Die Baukunst an der Wende von der Hoch- zur Spätgotik in Wien*, in: *Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege*, LXX, Heft 1/2, 2016, S. 42–57.



APOTHEKE
ZUM GOLDENEN REICHSAPFEL
 Mag. pharm Dietmar Kowarik e.U.
 A-1010 Wien, Singerstr. 15
 Ruf: 0043/1/512 41 44 www.reichsapfel-apotheke.at
 Fax: 0043/1/512 13 32 ko@reichsapfel-apotheke.at

**Ihr Berater in allen Fragen
 der Gesundheit und Schönheit !**

Anzeige

Neobarock und Luxusgefühl. Das Palais Sturany in Wien

Enikő Tóth



Abb. 1: Vestibül des Palais Sturany. Architekten Fellner und Helmer, 1878–1880. Foto: Tóth, Enikő

Baugeschichte. Neue Forschungsergebnisse

Laut der bisherigen Fachliteratur sollen die Bauarbeiten am Palais Sturany von 1874 bis 1880 gedauert haben. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hätte sich jedoch die Errichtung eines solches Gebäudes dank der damals modernen Technologien nicht so lange hinziehen müssen. Meine neue Forschung beweist, dass die Bauarbeiten 1874 noch nicht begonnen haben konnten, da auf diesem Platz bis 1877 die ehemalige, aus Holz errichtete Provisorische Börse stand.¹ (Abb. 2)

Nach der Parzellierung des Gebietes wurden die neuen Grundstücke verkauft. Laut dem Linzer Volksblatt (1.3.1877), wollte man hier Prachtpaläste bauen.² Der ganze Häuserblock wurde in der folgenden Jahren, bis 1880, errichtet: Unter anderem die Nachbarbauten des Palais Sturany, das Gebäude der Frucht- und Mehlbörse von

Rudolf Neumayer (Nr. 19) und das Haus Wagner von Otto Wagner (Nr. 23). Johann Sturany, k. u. k. Hof- und bürgerlicher Stadtbaumeister und seine Gattin Barbara (geborene Spiering), kauften hier im Jahr 1877 eine Bauparzelle (Baustelle IV. der Gruppe R.) und beauftragten Fellner und Helmer mit der Planung eines Mietshauses. Auf den Genehmigungsplänen – die sich heutzutage im Planarchiv



Abb. 2: Stadtpläne – links: Provisorische Börse (1877), rechts: Schottenring 19–25 (1888)



Abb. 3: Das Palais Sturany von Fellner und Helmer, Lichtdruck Römmler und Jonas, um 1885, aus: Allg. Bauzeitung, Wien 1885, Bd. 3

der Wiener Baupolizei befinden – wurde Sturany nicht nur als Auftraggeber, sondern auch als Baumeister des Hauses genannt. Das Original exemplar der Baubewilligung ist mit dem 18.10.1878 datiert, die Bauarbeiten nahmen wohl anschließend ihren Anfang. Das Datum der Benutzungsgenehmigung ist 28.12.1880.³ Folglich wurde das Palais Sturany nicht von 1874 bis 1880, sondern nur von 1878 bis 1880 gebaut. Am 19.2.1881 erschien eine kleine Anzeige im Tagesblatt Neue Freie Presse: „Zu vermieten von jetzt oder per Maiertermin eine große Herrschaftswohnung, sowie mehrere große Wohnungen, elegant, mit allem Comfort ausgestattet. Schottenring Nr. 21.“⁴ Die fertiggestellten Wohneinheiten wurden erst ab dem Jahr 1881 benutzt. Die Familie Sturany lebte nicht hier: Sie war im 7. Bezirk Wiens, in der Zieglergasse 3 wohnhaft.⁵

Stilauswahl der Fassade. Das erste Neobarock-Gebäude Wiens?

Die Stilwahl des Gebäudes hat eine starke Aussagekraft. Die meisten Ringstraßengebäude wurden im Neorenaissance-Stil errichtet, die Neobarock-Fassade unterscheidet sich von den anderen Bauten in der Umgebung. Der Bauherr, Johann Sturany erhielt im Jahr 1877 – Jahr des Grundstückskaufes – den Titel eines Hofbaumeisters.⁶ Der Stil der Fassade drückt seine Loyalität gegenüber Kaiser Franz Joseph I. und dem Hof aus. Die Quelle der architektonischen Formen, das Wiener Barock ist auch als Kaiserstil bekannt. Der Giebel der südseitlichen Fassade des Oberen Belvederes ist als Muster der Wellengiebelbedachung der Fenster des dritten Stockes erkennbar. Das Obere Belvedere ist ein Meisterwerk des Kaiserstils, die Schöpfung von Johann Lukas von Hildebrandt, des

berühmten Architekten des Wiener Barocks. Diese Giebelform – Belvederegiebel genannt – wurde in der Neobarock-Architektur der Österreichisch-Ungarischen Monarchie beliebt.⁷ Die Genehmigungspläne zeigen gesprengte Segmentgiebel mit Porträtmedaillons statt den Belvederegiebeln. Es gibt noch kleine Änderungen im Vergleich zu den Originalplänen, zum Beispiel an der Hochparterrezone kann man statt Rechteckfenster Segmentbogenfenster sehen.⁸ (Abb. 4)

In der zeitgenössischen Fachpresse gibt es aber keine Einigkeit bezüglich der Stildefinition. August Köstlin, Redakteur der Allgemeine Bauzeitung schrieb im Jahr 1883 einen Artikel über die neuen Wiener Bauten und nannte Fellner und Helmer „österreichische Vertreter des Rokoko“, die „ein hübsches Haus am Schottenring“ in diesem Stil gebaut haben.⁹

Die Schöpfer dachten anders: Hermann Helmer präsentierte das Palais im Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Verein als ein Wohnhaus im Barockstil. Laut der Wochenzeitschrift des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines (3.1.1885) ist es „unter den modernen Wiener Wohnhausbauten eines der ersten Beispiele dieser jetzt wieder in starke Aufnahme kommenden Stilrichtung“.¹⁰ An der Fassade sind sowohl die Stilelemente des Rokokos, als auch des Barocks erkennbar. Das ist für die österreichisch-ungarische Neobarock-Architektur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts charakteristisch. (Abb. 3)

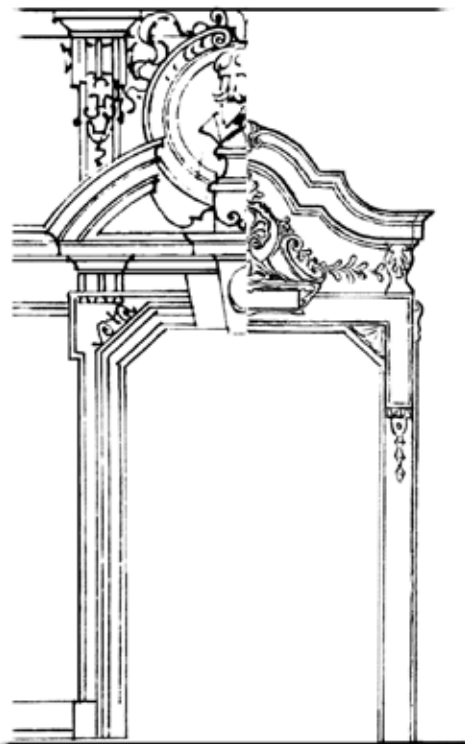


Abb. 4: Fenstertyp des Originalplanes nach Fellner und Helmer (links) im Vergleich zu den realisierten Fenstern mit Belvederegiebeln (rechts), Zeichnung: Tóth, Enikő

Laut den bisherigen Forschungen ist es das erste Neobarock-Gebäude in der österreichischen Hauptstadt.¹¹ Die falsche Datierung des Baubeginns könnte aber die Rechercheergebnisse ändern: Es bleibt jedoch eines der ersten Beispiele.

Die Fassade. Herrschaftliche Repräsentation des Wiener Bürgertums.

Das Palais Sturany war einmal ein Mietshaus mit sieben Wohnungen. Es besteht aus Souterrain, drei Stockwerken und Dachboden mit Konsolengeschoß. Es hatte aber eine luxuriöse Atmosphäre: Der Stil und die Zusammenwirkung der Architektur, der Bildhauerei, der Malerei und der Kunstschlosserei vermittelten ein Luxusgefühl. Sturany hatte den Wunsch, an der Baustelle ein palaisartiges Mietshaus zu schaffen, das bis ins kleinste Detail künstlerisch durchgebildet ist.¹²

Die Ringstraßenfassade deutet ein echtes, bemitteltes und elegantes Wiener Wohnhaus an. Die Formen des Mietshauses und des herrschaftlichen Palais sind verflossen. Das erstarkte Wiener Großbürgertum leistete sich ein äußerlich aristokratisch anmutendes Palais, mit kleinen Beschränkungen: Die Fassade ist aus Ziegeln gebaut und mit Leithakalk-Steinplatten – anders gesagt Stotzingerstein – verkleidet, so macht sie die Illusion einer originalen Steinfassade, als ob sie aus teureren Materialien wäre.

Die Wohnungen sind komfortabel, ideal für wohlhabende Familien.

Die Wandfläche des Hochparterres ist mit Diamantquaderung rustiziert. Die figuralen und ornamentalen Plastiken wurden von bravurösen Wiener Künstlern der Ringstraßenzeit geschaffen: Die aus Margaretner Kalksandstein modellierten Atlanten des Portals stammen vom Bildhauer Karl Kundmann, Schöpfer des Schubert-Denkmals im Wiener Stadtpark und einiger Skulpturen des Rathauses. Die anderen Fassaden-Bildhauerarbeiten hatte der Bildhauer und Innenarchitekt Franz Schönthaler, Oberleiter der Bildhauerarbeiten der Wiener Staatsoper gestaltet, der auch für die plastische Dekoration von mehreren Palastbauten der Kaiserstadt verantwortlich war. Darüber hinaus ist er in dieser Zeit als Initiator einer elitären Villenkolonie am Semmering ebenfalls bekannt.¹³ Alle Schlosserarbeiten, innen und außen, so das Gittertor, die Balkongitter, die Stieengeländer, die Blumenkästen, die Hänge- und Wandleuchten wurden vom Hof-Kunstschlosser Albert Milde nach den Zeichnungen von Ferdinand Fellner und Hermann Helmer aus Schmiedeeisen angefertigt. (Abb. 5) Milde machte zum Beispiel die Stiegensprossen im Palais Epstein, die Schmiedeeisenarbeiten der Votivkirche und war ein anerkannter Künstler in dieser Zeit. Er stellte zahlreiche neobarocke schmiedeeiserne Pforten auf der Weltausstellung von 1873 aus.¹⁴



Abb. 5: Albert Milde, Porträtmedaillons des Gittertors, Foto: Tóth, Enikő



Abb. 6: Karl Kundmann, Atlantes des Palais Sturany, Bildhauerarbeiten von Karl Kundmann, Foto: Tóth, Enikő

Alle Stockwerke haben unterschiedliche Fenstertypen. Der Souterrain ist durch quadratische, mit Schmiedeeisengitter geschützte Fenster an der Sockelzone erhellt. Die sechs Segmentbogenfenster des Hochparterres sind mit einem aus Kartusche, Voluten und Ranken bestehenden Ornament gekrönt. Am ersten Stock gibt es sechs französische Rundbogenfenster mit leicht gebogenen Balkongittern. In der Mitte aller Gitter ist der Buchstabe S erkennbar: Das Monogramm von Johann Sturany. Diese Fenster sind mit Wandpilastern mit grotesker Maskendekoration gerahmt und von Wellengiebeln bedacht, welche oben beiderseits mit je einer kleinen Vase geschmückt sind. Unter diesen Giebeln kann man Putten mit Kartuschen sehen.

Am überwuchernden Rankendekor des Gittertors gibt es zwei Porträtmedallionen, die eine Dame, beziehungsweise einen Krieger darstellen. Die Frau hat offene lockige Haare. Der bärtige Krieger trägt einen großen Hut.

Der von Atlanten getragene geschlossene Erker befindet sich in zentraler Position über dem Säulenportal, am ersten und zweiten Stock. Die Erkerunteransicht ist mit einer Maske, Blattornamenten und Ranken dekoriert. (Abb. 6)

Der geschlossene Erker hat am ersten Stock fünf Fenster: Ein großes Rundbogenfenster an der Hauptfassade und zwei Rechteckfenster mit zwei Ochsenaugenfenster

an den gerundeten Seiten. Das Rundbogenfenster hat ein Balustergeländer und ist von Hermen – hier Frauenhalbfiguren – gerahmt, darüber ist ein Gesims und es wird mit einem gesprengten Rundbogengiebel gekrönt. In dessen Mitte befindet sich eine Wappenkartusche und auf den Giebelenden liegen zwei Putten. An den gerundeten Seiten, unter den Rechteckfenstern befinden sich Masken, über den Ochsenaugenfenstern kann man Reliefs mit den Symbolen der Architektenschaft und der Bildhauerei sehen. Am zweiten Stock des Erkers, an der Straßenseite ist ein Rundbogenfenster und an den gerundeten Seiten – ähnlich, wie am ersten Stock – zwei quadratische Fenster mit Ochsenaugen. Sie haben schmiedeeiserne Blumenkästen. Über dem Rundbogenfenster halten zwei Putten eine Kartusche. Der geschlossene Erker hat eine gerade Bedachung und ist mit einem Giebel – einer Variante des Belvederegiebels – gekrönt. (Abb. 7)

Am zweiten Stock sind sechs Rechteckfenster mit schmiedeeisernen Blumenkästen. Diese Fenster sind mit gerader Bedachung abgeschlossen und im Sturzfeld kann man groteske Masken und Voluten sehen. Ein, von Kartuschen unterbrochenes friesartiges Gesims befindet sich zwischen dem zweiten und dritten Stockwerk. Am dritten Stock sind Rechteckfenster mit abgeschnittenen Ecken, die von Belvederegiebeln bekrönt sind. Das Sturzfeld ist mit Muscheln und Ranken dekoriert. Die Wandfläche des dritten Stockes



Abb. 7: Fassadendetail des Palais Sturany. Bildhauerarbeiten von Franz Schönthaler, Foto: Tóth, Enikő

wird durch kannelierte korinthische Pilaster gegliedert. Darüber zieht sich ein Gesims. Das vierte Geschoss ist ein niederes Konsolengeschoss: Es besteht aus kleinen rechteckigen Fenstern mit abgeschnittenen Ecken, Kartuschen und kannelierten Konsolen mit grotesken Masken. Darüber befindet sich das Dachgesims. Eine niedrige Attika mit Muscheln und Blattornamenten krönt die Fassade.

Gemeinsame Innenräume. Atmosphäre und Illusionen.

Durch den Haupteingang betrat man ein originales Barockpalais aus dem vorigen, 18. Jahrhundert, oder vielmehr, das ist die Illusion. Fellner und Helmer behandelten den Formenschatz der vergangenen Stile hervorragend, manchmal – zum Beispiel im Fall des Palais Lanckoroński (Wien, III. Bezirk, Jacquingasse 16-18., gebaut 1894/95, abgerissen) – täuschend echt. Im Fall des Palais Sturany, verrät die Funktion die Ära: Städtische Bürgerwohnhäuser wurden in der Barock- und Rokokozeit nicht so reich und pompös dekoriert. Der Stil von Barockschlössern und Herrenhäusern wurde in einen anderen Kontext übertragen. Der Erbauer war kein Edelmann, sondern ein reicher Baumeister. Das wohlhabende Bürgertum, das in einem derartigen Gebäude wohnhaft war, war erstarkt, so konnte es fast in die aristokratische Sphäre aufsteigen.

Tanzende Putten halten Kartuschen mit dem Zeitintervall der Bauarbeiten: 1878–1880 – die richtigen Daten – mit den Namen des Bauherren und der Architekten. (Abb. 1) Das zweijochige Kreuzgratgewölbe des Vestibüls ist reich mit Ranken- und Girlandendekor im Stil des Rokoko ornamentiert und in den Bogenfeldern gibt es Frauen- und Männerporträts in Muschelmedallions. Gegenüber dem Eingang gab es einmal einen Innenhof mit einem schönen Wandbrunnen, der von Gustav Jahn aus einem einzigen Stotzingersteinblock gemeißelt wurde. Im Hof war eine repräsentative Blendarchitektur, die die Ost- und Westseiten des Gebäudes verband und im ersten Stock einen Gang mit einem Blumenbalkon bildete.¹⁵

Links vom Vestibül kann man durch eine zweiflügelige Holztür mit Ätzglasscheiben das Stiegenhaus erreichen. Eine schöne auf dem Stiegengeländer sitzende schmiedeeiserne Frauenfigur mit Schmetterlingsflügeln begrüßt die Bewohner und die Gäste. (Abb. 8)

Das Treppenhaus ist mit einem Spiegelgewölbe bedeckt und mit einer schmiedeeisernen Hängelaterne beleuchtet. Die als Hohlkehle gebildete Treppenunterkonstruktion ist auch als illusorisches, mit Ranken und Girlanden dekoriertes Gewölbe gemauert. Hier sind idyllische Szenen mit Putten, Symbole der Baumeisterschaft, Architektenschaft und andere plastische Dekorationen in den Bogenfeldern.



Abb. 9: Supraporte des großen Salons, Palais Sturany, Foto: Tóth, Enikő



Abb. 8: Treppenhaus des Palais Sturany. Kunstschlosserarbeiten von Albert Milde, Foto: Tóth, Enikő

Idyll und Humor machen im Treppenhaus gute Laune. Ein schönes Spiel mit dem Stil sieht man in der Treppenunteransicht, wo eine kleine Ratte zwischen den Ranken steckt. Eine Kartusche stellt die Namen der Schöpfer des Dekors dar: Meister Reinhard Völkel und seine Gehilfen Schmidt, Pergens, Milzer und Takátsi. Ihre Jahreszahl 1880 datiert die Werke. Die Mieter konnten sehen, dass sie in einem exzeptionellen, individuellen Haus wohnten: Alle Details wurden ausschließlich für dieses Palais angefertigt und geben ihm so einen unverwechselbaren Charakter. Die Meister, die diese künstlerischen Werke erträumt und ausgeführt hatten, haben ihr Handzeichen hier gelassen.

Wohnungen. Mit allem Komfort.

Der erste Stock des Palais Sturany wurde ähnlich wie eine Beletage errichtet: Hier gab es eine einzige Wohnung, die viel eleganter, größer und pompöser war, als die anderen. Sie bestand aus Vorzimmer, Salon, Speisesaal, fünf Zimmern, Badezimmer, Küche und diversen Nebenräumen. Der große Salon mit dem geschlossenen Erker ist durch eine reichgeschmückte Tür zu erreichen. An der volutenartig gegiebelten Supraporte kann man ein Jungenporträt sehen, das von Ranken- und Blattornamenten gerahmt ist. (Abb. 9)

Die Deckenrandzonen sind ähnlich ornamentiert. Die Deckengemälde stammen von Franz Matsch, Ernst Klimt



Abb. 10: Großer Salon der Beletagewohnung, Palais Sturany, Foto: Tóth, Enikő

und Gustav Klimt. Die vier Medaillons wiedergeben Allegorien der darstellenden Künste. Gustav Klimt malte die Musik, Ernst Klimt den Tanz und Franz Matsch die Poesie und das Schauspiel. In dieser Zeitperiode arbeiteten sie in einem Stil inspiriert von Hans Makart, dem großen Maler seiner Epoche, mit der Virtuosität des Barocks.¹⁶ Drei Putten halten den Kristallluster in der Mitte. Die Wände des Salons sind hellfarbig, heutzutage hellgrau. Das Parkett ist durch einen breiten Intarsiafries mit Blumenmuster verziert. Die Fenster lassen viel Licht herein. Der große Raum ist angenehm und komfortabel, er konnte der Stolz des einstigen Bewohners sein. (Abb. 10)

Der Speisesaal ist gegen den Hof situiert. Die Wände waren dunkelfarbig, sie sind aber heute weiß. (Abb. 11) Die Türen zwischen dem Salon und dem Speisesaal waren zu ihrer Zeit sehr modern: Sie können dank ihrer Konstruktion als Schiebetüren und Flügeltüren genutzt werden. Der Raum hat eine Balkendecke und einen Holzlambris an der Wand und einst besaß er auch einen Erker gegen den Hof. Die Erker-tür – heute Fenster – ist von kannellierten, ionischen Pilastern gerahmt. Der Schmuck des Raums ist ein großer, von einem Spiegel bekrönter Kamin mit Holzumrahmung. Die Kaminrahmung besteht aus architektonischen Formen: Pilastern mit ionischen Kapitellen und Diamantquaderung sind unter anderem erkennbar. Die Rahmung des Spiegels ist mit Voluten, Blättern und zwei Putten geschmückt und von einem Gesims bekrönt. Unter dem Gesims befindet sich eine Maske.

In der Beletage-Wohnung ist noch das Rauchzimmer zu erwähnen. Es wurde im orientalischen Stil dekoriert. Der



Abb. 11: Tür des Speisesaales, Palais Sturany, Foto: Tóth, Enikő

Lebensgenuss und die Leidenschaften wurden in dieser Zeit mit den exotischen und mysteriösen, nicht europäischen Kontinenten verbunden. Raumwanddekorationen, Lambris und Wandbekleidung im exotischen Stil waren in der Architektur von Fellner und Helmer beliebt. Im Palais des Architekten Karl Ritter von Wessely (Wien, 4. Bez., Argentinierstraße 23.) ist der Salon zum Beispiel mit schwarz gebeiztem Palissanderholz aus Südamerika verziert.¹⁷

Die anderen Wohneinheiten waren einfacher, weniger pompös und nicht so reich dekoriert, aber zu ihrer Zeit Komfortwohnungen: Alle waren mit Badezimmer ausgestattet. Das ganze Haus wurde mit Gas beleuchtet, Elektrizität war noch nicht gewöhnlich.

Am zweiten und dritten Stock gibt es je zwei Wohnungen: Eine ist vom Stiegenhaus und eine durch eine Pawlatsche erreichbar. Die größere Wohnung am zweiten Stock hatte Vorzimmer, Salon, vier Zimmer, Dienerzimmer, Küche, Badezimmer und Nebenräume, die kleinere hatte keinen Salon, sondern fünf Zimmer mit Vorzimmer, Küche, Badezimmer und Nebenräume.¹⁸ Die Wohnungen am dritten Stock waren ähnlich, aber das Vorzimmer der größeren Wohnung war kleiner. Ein schmales Stiegenhaus führte zum Dachboden.

Emotionaler Eindruck. Werbung für den Erbauer.

Für einen Baumeister sollte ein derartiges Haus eine gute Werbung sein: Ein Referenzobjekt für weitere Bauaufträge.¹⁹ Nicht nur Sturany, sondern auch andere reiche

Baumeister Architekten hatten Fellner und Helmer mit Palaisplanungen beauftragt: Für den Architekten Karl Ritter von Wessely bauten sie 1891–1892 ein schönes Neorenaissance-Palais im 4. Bezirk Wiens, in der Argentinierstraße 23. Für Wessely errichteten sie noch eine Villa in Tulln an der Donau und die Umbauarbeiten des Schlosses Zinkau (heute in Tschechien) wurden ebenfalls von ihnen ausgeführt.²⁰ Auf den Geschmack von Fellner und Helmer konnten auch ihre Kollegen vertrauen.

Die von Albert Milde gemachten Schmiedeeisenarbeiten des Palais wurden bei der Niederösterreichischen Gewerbe-Ausstellung präsentiert.²¹ Das Schicksal ist aber unvorhersehbar: Ein Jahr nach der Übergabe des Hauses stürzte ein anderes, von Johann Sturany erbautes Wiener Haus an der Ecke zwischen dem Stock-im-Eisen-Platz und der Singerstraße ein: Eine Person starb dabei und

mehrere Personen wurden schwer oder leicht verletzt. Er wurde freigesprochen, aber die österreichischen Zeitschriften hatten über den Fall und über das Gerichtsverfahren in langen und umfangreichen Artikeln berichtet: Diese waren eine sehr negative Werbung für ihn.²² Aber das Palais Sturany verkündet und bezeugt bis heute die Brillanz ihrer Schöpfer, der Architekten Ferdinand Fellner und Hermann Helmer, sowie des Baumeisters Johann Sturany.

Ehemalige Bewohner

Im Palais Sturany wohnten gut situierte Personen. Advokaten, Inspektoren, Bankiers, Geschäftsbesitzer und so weiter. Anhand von Adolph Lehmann's allgemeiner Wohnungs-Anzeiger habe ich folgende Bewohnerliste zusammengestellt:²³

Stock (falls bekannt)	Name	Beruf	Datum (nach Lehmann)
	Alfred Benvenisti (Geschäft)	Bankier, Benvenisti & Co Bank	1882
	Franziska Grois	Handarbeiterin	1884
	Albert Reitlinger & Co. (Geschäft)	Baumwollspinnereibesitzer in Piesting	1884
	Benno Reitlinger	Ingenieur und Spinnereibesitzer	1884-1886
0.	Rosalia Spiesmayer (oder Spietzmayer)	Pfründnerin	1886
0.	J. Spietzmayer (oder Spiesmayer, Vorname unbekannt)		
	Portier	1886-1907	
	Baron Berthold Popper von Podhragy	Geschäftsbesitzer (Leopold v. Popper)	1887
	Johann Strauß	Geschäftsbesitzer	1887
3.	Heinrich Waltersdorf	Kaufmann	1887-1916
	Salomon Deiches (Geschäft)	Börsen-Geschäfts- und Wechselstubebesitzer	1889-1891
	Sali Neumann	Privatenswitwe	1890
	Ludwig Heim (Geschäft)	prot. Commissionshändler mit Börse-Effecten	1890
	Leopold Mandl, Dr.	Hof- und Gerichtsadvokat	1892-1895
	Alfred Bellot	Hauptmann, Großgrundbesitzer, Mitchef der Zündwarenfabrik Sellier & Bellot.	1894-1899
0.	Karl Müller, Dr. (Büro)	Hof- und Gerichtsadvokat	1901-1916
	Max Braun, Dr.	Verteidiger	1904
	Gustav Adolf Ritter von Schoeller	Schoeller & Co., Besitzer	1905-1913
	Alois Michna	Inspektor der k. k. Generalinspektion der Österr. Eisenbahnen	1906-1909
0.	Leopold Polzer	Portier	1907-1916
	Adolf von Strümpell	Arzt, Universitätsprofessor	1910
3.	Josef Zett	Bank- und Kommissionsgeschäftsinhaber	1910-1913
3.	Julie Zett	Privatin, Bankierwitwe (Witwe von Josef Zett)	1910-1914
2.	A. Steiner	unbekannt	1911
2.	Eduard von Liechtenstein, Prinz	Bezirkshauptmann	1912-1916
1.	Ignaz (Ignocia) Strauch	Gutsbesitzer	1912-1916
0.	Museum für argentinische Landesprodukte	-	1913-1916
3.	Korn (Vorname unbekannt)	Architekt	1914

Metamorphosen

Sturany starb im Jahr 1912. Das Palais wurde von seiner Frau, Barbara Sturany und ihren Mitbesitzern geerbt. Das ehemalige Mietspalais dient aber schon seit langem keinem Wohnzweck mehr. Das Palais wurde 1916 von Baumeister Josef Sturany, dem Sohn von Johann Sturany, an die Internationale Handelsbank vermietet.

Die Internationale Handelsbank ließ das Palais Sturany umbauen. Die auf September 1918 datierten und am 17.12.1918 genehmigten Umbaupläne stammen vom Architekten Otto Prutscher (1880–1949). Der Innenhof wurde zum Kassensaal umgestaltet, wobei man den Wandbrunnen und die Blende abriß und ein Glaswalmdach einbaute.²⁴ So wurde das Luxusmietshaus zum Bankhaus. Die einstigen Wohnzimmer wurden zu Büros transformiert. Das Stiegenhaus, die Bildhauer- und Malerarbeiten blieben unberührt. Die Internationale Handelsbank wurde schon 1924 liquidiert.²⁵ Im Jahr 1924 zog die Österreichische Verkehrskredit-Bank ins Palais. Sie war ebenfalls kurzlebig: Sie wurde 1927 aufgelöst.²⁶

Danach wurde das ehemalige Palais Sturany Sitz der Wiener Niederlassung der Neusiedler Papierfabrik. Es wurde noch Residenz von zahlreichen kleineren und größeren Aktiengesellschaften, zum Beispiel der Österreichischen Kohlenförderungs-Gesellschaft und der Aktiengesellschaft Lokalbahn Payerbach-Hirschwang, bis in den 1970er Jahren der Staat das Palais kaufte.²⁷

Im Studienjahr 1973/1974 wurde das Gebäude der Universität Wien zur Verfügung gestellt. Nach den Umbauarbeiten im Jahr 1975 konnte hier die Katholisch-Theologische Fakultät einziehen.²⁸ Der Kassensaal, der ehemalige Innenhof, wurde zur Bibliothek umgebaut.

Das Palais ist heute Sitz des König-Abdullah-Zentrums für interreligiösen und interkulturellen Dialog. Der Staat verkaufte das Palais im Jahr 2011 an das Königreich Saudi-Arabien. Es wurde 2012/2013 von den Architekten Steffel, Gressenbauer & Partner, mit Zustimmung des Bundesdenkmalamtes, wieder umgebaut.²⁹ Das Dach und die Räumlichkeiten des obersten Geschosses wurden abgerissen. Die während der früheren Umbauarbeiten abgerissene Attikazone wurde nach den Originalplänen rekonstruiert. Zahlreiche schöne künstlerische Details wurden restauriert. Die Kunstschätze von Matsch und der Klimts sind der Stolz des Zentrums. Die Fassade, das Vestibül, das Stiegenhaus, die Beletagewohnung sind immer noch prunkvoll. Die Metamorphose des Innenhofes blieb auch diesmal nicht aus: Er wurde zum Kongresssaal umgebaut.

Literatur

- Bacher, E. (Hg.): Zu vermieten jetzt oder [...], Neue Freie Presse, 5919, 1881, S. 16.
Buchinger, G.: Villenarchitektur am Semmering, Böhlau Verlag, Wien/

Köln/Weimar 2006, S. 19–20.

- Dörr, M./ Binder H./ Weilhartner J. (Hg.): Die Wiege des „Krach“ wird demoliert, Linzer Tagblatt, 48, 1877, S. 3.
Fellner, F. Ritter von Feldegg (Hg.): Das Palais des Herrn k. k. Baurathes C. R. v. Wessely in Wien, IV. Allee-gasse 23, Der Architekt, 1896. S. 2. (Der Herausgeber und der Architekt des Palais sind nicht zu verwechseln.)
Holzer, R. (Hg.): Österreichische Verkehrskredit-Bank in Liquidation, Wiener Zeitung, 275, 1927, S. 10.
Köstlin, A.: Das Neue Wien, Allgemeine Bauzeitung, Wien 1883, S. 2.
Köstlin, A. (Hg.): Wohnhaus des Herrn Johann Sturany, am Schottenring in Wien, Allgemeine Bauzeitung, Wien 1885, S. 8.
Kränzel, N.: Gustav Klimt, Prestel Verlag, München 2007, S. 20.
Kristan, M.: Das Palais Sturany am Schottenring, Kunstgeschichte Aktuell. Mitteilungen des Verbandes österreichischer Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker, Wien 2011, S. 7.
Lehmann, A. (Hg.): Adolph Lehmann's allgemeiner Wohnungs-Anzeiger. Wien, 1882–1916.
MA 37. (Baupolizei): Baugenehmigungsdokumente des Palais Sturany, von Fellner und Helmer, Wien, Gebietsgruppe Ost. Inv. EZ1098.
Melan, J. (Hg.): Fachgruppe für Architektur und Hochbau. Excursions-Bericht vom 6. März 1881. Wochenzeitschrift des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines, 13, 1881, S. 101.
Melan, J. (Hg.): Wohnhaus des Herrn Johann Sturany am Schottenring in Wien, Wochenzeitschrift des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines, 3, 1885, S. 9.
Milde, A.: Sammlung. URL: <https://www.albertmilde.com/deu/arbeiten.html> [20.10.2018]
Reiter, F. (Hg.): Aktiengesellschaft Lokalbahn Payersbach-Hirschwang, Wiener Zeitung, 122, 1946, S. 8.
Rozsnyai, J.: Neobarokk építészet Magyarországon az Osztrák-Magyar Monarchia idején különös tekintettel Meinig Arthur építész munkásságára. Doktorarbeit. Universität Loránd Eötvös is Budapest. Budapest 2011, S. 36.
Sautner, K.: Fellner und Helmer abseits der Illusion, Magisterarbeit, TU Wien, Wien 2006, S. 34.
Simmer, M. (Hg.): Niederösterreichische Gewerbe-Ausstellung, Das Vaterland, 200, 1880, S. 9.
Simmer, M. (Hg.): Der Hauseinsturz in der Singerstraße, Das Vaterland, 328, 1881, S. 3–4.
Smöch, Peter: Häuser-Schema der K. K. Reichs-Haupt- und Residenzstadt Wien mit deren zehn Bezirken und den Vororten. Wien, 1877, S. 16. K. 1.
Stocker (Hg.): Neusiedler A.G. für Papierfabrikation, Wien, 1. Bz., Schottenring 21., Der Fortschrittliche Landwirt 25, 1939, S. 388.
Stulli, L./ Szaster, A.: Österreichisches Biographisches Lexikon, Wien, 2012, S. 10.
Suttner, E. C. (Hg.): Die Kath.-Theologische Fakultät der Universität Wien, 1884-1984, Duncker & Humblot, Berlin 1984, S. 350.
Weber, F.: Vor dem großen Krach. Österreichs Banken in der Zwischenkriegszeit am Beispiel der Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe, Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar, 2016. S. 148.

Abbildungsnachweis

1. Links: Smöch, Peter: Häuser-Schema der K. K. Reichs-Haupt- und Residenzstadt Wien mit deren zehn Bezirken und den Vororten. Wien, 1877, K. 1. Rechts: Artaria Verlag, Wien 1. Bezirk: Innere Stadt, Wien, 1888.

Das Palais Sturany am Schottenring (Nr. 21) ist ein großartiges Meisterwerk des Ateliers Fellner und Helmer. Ferdinand Fellner und Hermann Helmer, die Chefarchitekten des Büros sind als Theaterspezialisten bekannt: Sie haben zirka 50 Theater in elf europäischen Ländern, inner- und außerhalb der Grenzen der ehemaligen Donaumonarchie gebaut. In Wien zum Beispiel das Volkstheater, das Konzerthaus, das Theater an der Wien und das Etablissement Ronacher; in Budapest wurde das ehemalige Volkstheater, das Lustspieltheater und das Orpheum Somossy (heute Operntheater) von Fellner und Helmer geplant. Aber sie haben nicht nur Theater, sondern auch Banken, Hotels, Geschäftshäuser, industrielle Gebäude, Wohnbauten und noch andere Bautypen gebaut. Ihre Zusammenarbeit begann im Jahr 1873 und bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges wurden von ihrem Atelier mehr als 320 Bauwerke ausgeführt. Merkmale und Stilelemente des Neoklassizismus, Neorenaissance, Neobarock und Sezession sind im Fellner und Helmer'schen Repertoire erkennbar. Ihre Palastarchitektur ist ebenfalls sehr beachtenswert. Ihre Palais sind künstlerisch von bester Qualität: Nicht nur die Architektur, sondern die künstlerischen Details. Fellner und Helmer arbeiteten mit hervorragenden Künstlern der Jahrhundertwende zusammen, zum Beispiel mit dem jungen und in dieser Zeit im akademischen Stil malenden Gustav Klimt.

Das Palais Sturany ist vielleicht das bedeutendste Palaisgebäude von Fellner und Helmer: Es ist – nach dem aktuellen Stand der Forschung – das erste Neobarock-Gebäude in Wien.

- 1 Smöch, Peter: Häuser-Schema der K. K. Reichs-Haupt- und Residenzstadt Wien mit deren zehn Bezirken und den Vororten. Wien, 1877, S. 16. Karte 1.
- 2 Dörr, Michael/ Binder, Heinrich/ Weilhartner, Josef (Hg.): Die Wiege des „Krach“ wird demolirt, Linzer Tagblatt, 48, 1877, S. 3.
- 3 MA 37. (Baupolizei) Wien, Gebietsgruppe Ost. Inv. EZ1098. [MA 37/EZ1098.]
- 4 Bacher, Eduard (Hg.): Zu vermieten jetzt oder [...], Neue Freie Presse, 5919, 1881, S. 16.
- 5 Lehmann, Adolph (Hg.): Adolph Lehmann's allgemeiner Wohnungs-Anzeiger. Wien, 1882, S. 939; 1890, S. 1099.
- 6 Stulli Luca/ Szaster, Antoni: Österreichisches Biographisches Lexikon, Wien, 2012, S. 10.
- 7 Rozsnyai, József: Neobarokk építészet Magyarországon az Osztrák-Magyar Monarchia idején különös tekintettel Meinig Arthur építész munkásságára. Doktorarbeit. Universität Loránd Eötvös is Budapest. Budapest 2011, S. 36.
- 8 MA 37/EZ1098.
- 9 Köstlin, August: Das Neue Wien, Allgemeine Bauzeitung, Wien 1883, S. 2.
- 10 Melan, Josef (Hg.): Wohnhaus des Herrn Johann Sturany am Schottenring in Wien, Wochenzeitschrift des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines, 3, 1885, S. 9.
- 11 Rozsnyai 2011, S. 36.
- 12 Köstlin, August (Hg.): Wohnhaus des Herrn Johann Sturany, am Schottenring in Wien, Allgemeine Bauzeitung, Wien 1885, S. 8.
- 13 Buchinger, Günther: Villenarchitektur am Semmering, Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar 2006, S. 19–20.
- 14 Milde, Albert: Sammlung. URL: <https://www.albertmilde.com/deu/arbeiten.html> [20.10.2018]
- 15 Melan, Josef (Hg.): Fachgruppe für Architektur und Hochbau. Excursions-Bericht vom 6. März 1881. Wochenzeitschrift des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines, 13, 1881, S. 101.
- 16 Kränzel, Nina: Gustav Klimt, Prestel Verlag, München 2007, S. 20.
- 17 Fellner, Ferdinand Ritter von Feldegg (Hg.): Das Palais des Herrn k. k. Baurathes C. R. v. Wessely in Wien, IV. Alleegasse 23, Der Architekt, 1896. S. 2.
- 18 Bacher 1904, S. 25.
- 19 Kristan, Markus: Das Palais Sturany am Schottenring, Kunstgeschichte Aktuell. Mitteilungen des Verbandes österreichischer Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker, Wien 2011, S. 7.
- 20 Sautner, Katharina: Fellner und Helmer abseits der Illusion, Magisterarbeit, TU Wien, Wien 2006, S. 34.
- 21 Simmer, Mathias (Hg.): Niederösterreichische Gewerbe-Ausstellung, Das Vaterland, 200, 1880, S. 9.
- 22 Simmer, Mathias (Hg.): Der Hauseinsturz in der Singerstraße, Das Vaterland, 328, 1881, S. 3–4.
- 23 Lehmann, Adolph (Hg.): Adolph Lehmann's allgemeiner Wohnungs-Anzeiger. Wien, 1882–1916.
- 24 MA 37/EZ1098.
- 25 Weber, Fritz: Vor dem großen Krach. Österreichs Banken in der Zwischenkriegszeit am Beispiel der Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe, Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar, 2016. S. 148.
- 26 Holzer, Rudolf (Hg.): Österreichische Verkehrskredit-Bank in Liquidation, Wiener Zeitung, 275, 1927, S. 10.
- 27 Stocker Verlag (Hg.): Neusiedler A. G. für Papierfabrikation, Wien, 1. Bz., Schottenring 21., Der Fortschrittliche Landwirt 25, 1939, S. 388; Reiter, Ferdinand (Hg.): Aktiengesellschaft Lokalbahn Payersbach-Hirschwang, Wiener Zeitung, 122, 1946, S. 8.
- 28 Suttner, Ernst Chr. (Hg.): Die Kath.-Theologische Fakultät der Universität Wien, 1884-1984, Duncker & Humblot, Berlin 1984, S. 350.
- 29 MA 37/EZ1098.

Buchpräsentation



Bernadette Reinhold (Hg. mit Marcel Bois), Margarete Schütte-Lihotzky. Architektur. Politik. Geschlecht. Neue Perspektiven auf Leben und Werk, Edition Angewandte, Basel Birkhäuser 2019

25. November 2019, 18 Uhr

Angewandte, FLUX2, 2. Stock, Vordere Zollamtsstraße 7, 1030 Wien

Bothe & Ehrmann

Chronologie eines Architekturjuwels

Stefan Üner



Abb. 1: Fassade Bothe & Ehrmann, Schlossgasse 14, Detail, Zustand 2019, © Stefan Üner

In der Schlossgasse 14 in 1050 Wien befindet sich eines der eindrucksvollsten Gebäude aus dem frühen 20. Jahrhundert. Das vom Architekten Ernst Epstein 1912/13 erbaute Haus hat eine lange Tradition und Geschichte hinter sich. Einst Produktionsstätte für den renommierten Möbelhersteller Bothe & Ehrmann in der k. k. Donaumonarchie, wurde es 2018 als trendige Pop-Up-Bar genützt. Nach einer Generalsanierung wird das imposante Gebäude als luxuriöse Wohn- und Bürofläche mit historischem Flair genutzt.

Firmengeschichte

Die Anfänge von Bothe und Ehrmann reichen bis ins 19. Jahrhundert zurück. Der kroatische Unternehmer Eugen Ferdinand Bothe handelte zu Beginn mit verschiedenen Waren, bis er in den späten 1880er Jahren sein erstes Möbelunternehmen in Zagreb eröffnete. Im Oktober 1895 gründete er gemeinsam mit seinem ehemaligen Assistenten Salomon Ehrmann die Kunsttischlerei Bothe & Ehrmann. Der steigende Erfolg und die Nachfrage veranlassten das Unternehmen 1898 in die Reichshauptstadt Wien zu expandieren. Im selben Jahr erhielten sie den Titel des k. k. Hoflieferanten. Nach Standorten in Wien I., Seilerstätte 16, Wien IX., Mariannengasse 2, Wien I., Kärntnerring 17, Wien VI., Magdalenenstraße 24 und Wien I., Karlsplatz 2 ließ sich das Unternehmen 1903 in Wien V., Schlossgasse 10 nieder, wo man sich zum angesehenen

Produzenten von Stilmöbeln für die Donaumonarchie etablierte.

Am 6. Dezember 1915 wurde unter der Leitung von Salomon Ehrmann und Leopold Pilzer das Wiener Tochterunternehmen in eine GmbH umgewandelt. Die neue Gesellschaftsform ermöglichte ein unabhängiges Handeln vom kroatischen Konzern. Pilzer war es auch, der mit seiner Mundus AG die Firmenfusion von Jacob & Josef Kohn (1914) und Thonet (1922) erwirkte. Am 25. Oktober 1927 wurde Bothe & Ehrmann in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Am 30. Dezember des gleichen Jahres kam es zur Fusion mit der J. W. Müller Gesellschaft mit Standorten in Wien V., Schlossgasse 14 (Fabrik), in Wien V., Einsiedlerplatz 3-4 (Fabrik), in Wien XII., Wienerbergstraße 41 (Fabrik und Holzlager) und Wien I., Opernring 19 (Geschäftslokal).

Bothe & Ehrmann arbeitete mit renommierten Architekten und Designern wie Otto Wagner zusammen. Ihre Aktivitäten konzentrierten sich auf die Ausstattung von öffentlichen und privaten Einrichtungen wie Wohnungen, Büros, Banken, Hotels, Cafés und Restaurants. Zu ihren Aufträgen zählten u. a. die Ausstattung des Südbahnhofs am Semmering (1909), der Wohnung von Otto Wagner in Wien VII., der Döblergasse 4 (1912) und der Postsparkasse in Wien I. (1912/1913). Während das kroatische Unternehmen aufgrund der Weltwirtschaftskrise 1937 in Konkurs



Abb. 2: Werbeinserat Heinrich Dübells & Söhne, © Bundesmobilienvverwaltung, Foto: Stefan Üner

ging, konnte sich Bothe & Ehrmann in Wien bis 2013 profilieren.¹

Schlossgasse – Zentrum dreier Tischlerdynastien

Das denkmalgeschützte Wohn- und Geschäftsgebäude Bothe & Ehrmann befindet sich in der Schlossgasse 14 in zentraler Lage des V. Wiener Gemeindebezirks. Der seit 1861 eigenständige Bezirk Margarethen entwickelte sich im 19. Jahrhundert zum Sitz von Handwerkern und Gewerbebetreibenden. Mit der Industrialisierung und dem steigenden Bevölkerungszuwachs vollzog sich bis zur Jahrhundertwende der Wandel vom ländlichen Vorstadtbezirk zum urbanen Arbeiterbezirk.² Die Schlossgasse geht aus dem Umbau des spätmittelalterlichen



Abb. 3: Innenhof Schlossgasse 14, um 1900, Foto: August Stauda, © ÖNB/Wien, ST 2231F



Abb. 4: Werbeinserat Bothe & Ehrmann, 1903, Reproduktion aus: Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger, Bd. 1, Wien 1903, S. 1200

Margarether Schloss hervor, dessen Gelände 1786 parzelliert wurde.³ Der Firmenkomplex in der Schlossgasse 14 blickt auf eine 180-jährige Geschichte zurück, in der sich drei Dynastien von Tischlereien vereinten: Heinrich Dübells & Söhne, Bothe & Ehrmann und die ursprünglich am Einsiedlerplatz ansässige Hoftischlerei J. W. Müller.

Die Anfänge gehen auf Heinrich Dübells zurück, der 1839 eine Tischlerei in der Schlossgasse 10 gründete⁴ und 1867 zum k. k. Hoflieferanten avancierte.⁵ Als anerkannter Hoftischlermeister arbeitete Dübells unter anderem mit dem Architekten Theophil Hansen zusammen, nach dessen Plänen Möbelentwürfe ausgeführt wurden. Nach dem Tod des Vaters 1886⁶ führten seine Söhne Carl, Fritz und Heinrich jun. das Familienunternehmen weiter.⁷ 1888 wurden sie zur k. k. Hoftischlerei Heinrich Dübells & Söhne ernannt.⁸ 1902 kam es zur Firmenfusion mit Bothe & Ehrmann,⁹ wobei die Familie Dübells im Laufe der Geschichte entscheidende Führungspositionen bei Bothe & Ehrmann einnahm. So fungierte Heinrich Dübells 1915 als Prokurist, ehe er 1920 bei Bothe & Ehrmann zum Geschäftsführer wurde.¹⁰

Am 30. Dezember 1927 hatte die Bothe & Ehrmann AG auch die k. k. Hoftischlerei J. W. Müller in ihr Unternehmen eingebunden. Diese erhielt zur Zeit der Monarchie Aufträge aus dem Kaiserhaus und der Aristokratie und arbeitete unter anderem mit dem jungen Jože Plečnik zusammen, dem späteren Pionier der modernen Architektur. Die ehemalige Zentrale von J. W. Müller am Einsiedlerplatz 3-4 in Wien V., wurde von Bothe & Ehrmann als Fabrik genutzt.¹¹

Architektur

1911 dürfte der Beschluss gefallen sein, angrenzend an die Schlossgasse 10 (vormals Heinrich Dübells & Söhne) auf Schlossgasse 14 anstelle des biedermeierlichen Vorstadthauses ein modernes Wohn- und Geschäftshaus samt



Abb. 5: Erster Fassadenentwurf Schlossgasse 14, Ernst Epstein, 1912, Reproduktion aus: Die Kunstdenkmäler Wiens. Die Profanbauten des III., IV. und V. Bezirkes. Mit Einleitungen über die topographische und kunsthistorische Entwicklung der Bezirke, Wien 1980, S. 517, Abb. 657

Ausstellungsräumen zu errichten. Für die Planung des neuen Firmenkompleses beauftragte Bothe & Ehrmann den Architekten Ernst Epstein, der sich bereits unter der Ägide von Adolf Loos beim Haus am Michaelerplatz (1910/11) als einer der herausragenden Architekten der Monarchie etablierte. Ausführender Baumeister war Guido Gröger, der zu den erfolgreichsten Bauunternehmern zu Beginn des 20. Jahrhunderts gehörte.

Das im Stil des Wiener Neoklassizismus erbaute Haus entstand in den Jahren 1912/13. Die repräsentative Fassade ist gegliedert in eine zweigeschoßige Geschäfts- und dreigeschoßige Wohnzone. Die strenge Aufteilung in Geschäfts- und Wohnzone erinnert an das kurz zuvor entstandene Haus am Michaelerplatz. Die untere zweigeschoßige Geschäftszone ist gegliedert durch große Sprossenfenster. Während die drei mittleren Fenster der beiden Geschoße zur Fassadenfläche vorspringen, sind die beiden Seitenfenster leicht zurückversetzt und von monumentalen dorischen Säulen mit Kannelierung flankiert. In den Parapetfeldern zwischen den Geschoßen befindet sich ein einheitlich durchlaufendes Blatt- und Rankenwerk, das mittlere Feld zeigt den kaiserlichen Doppeladler. Die seitlichen Rahmen des linken Portals sind wie die gesamte Sockelzone rustiziert, das rechte Portal wird durch glatte Mauerbänder akzentuiert. Der linke Eingang führte zu den Wohnungen und zur Fabrik, der rechte Eingang führte zu den Ausstellungsräumen. Über den Portalen

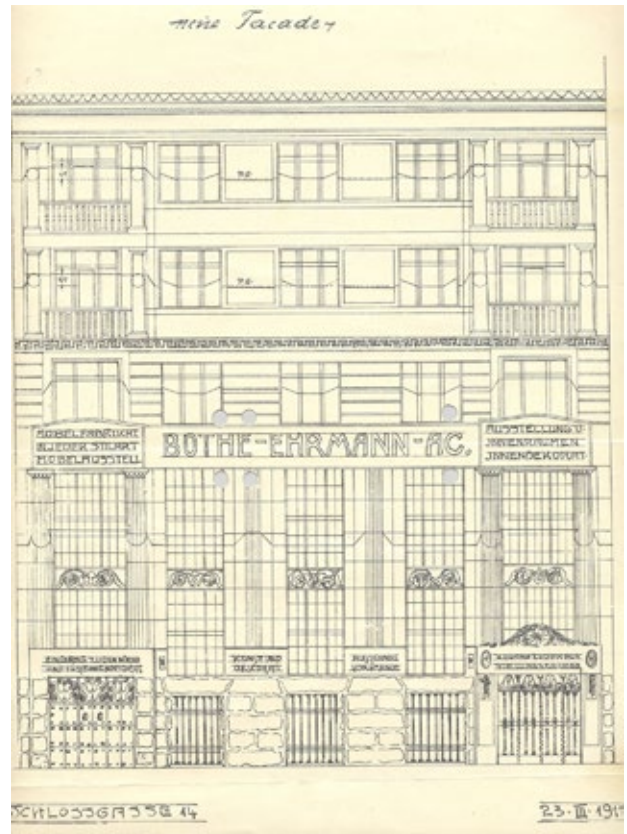


Abb. 6: Zweiter Fassadenentwurf Schlossgasse 14, Ernst Epstein, 1912, © Santner Immobilienberatung GmbH, Wien

sind in Versalien die Inschriften „Wohnungs- und Fabriks-Eingang“ und „Zu den Ausstellungsräumen“ zu lesen, zwischen den Mezzaninfenstern sind in Versalien die Inschriften „Kunst und Dekoration“ und „Kunst im Handwerk“ zusammengefasst. Die Geschäftszone wird durch breite Versalien mit der Inschrift „Bothe & Ehrmann – J. W. Müller A. G.“ abgeschlossen.

Über dem Firmennamen setzt sich die dreigeschoßige Wohnzone fort, die durch ein reich profiliertes Dachgesims abgeschlossen wird. Das erste Geschoß der Wohnzone ist als Sockel genutet. Das zweite und dritte Geschoß sind als Einheit zusammengezogen. Bei der Wahl der mittleren Fenster entschied man sich für hervortretende Bay windows, ein System, das auch beim Looshaus Verwendung fand. Die Seitenfenster sind zurückversetzt ähnlich wie in der Geschäftszone. In den beiden obersten Geschoßen sind sie mit Brüstungsgittern ausgestattet und werden seitlich von dorischen Säulen flankiert.

Der Hausflur ist an der Decke mit Stuckgliederung und an den Wänden mit Marmorverkleidung in geometrischen Mustern ausgestattet. Die erhaltenen Schauräume sind in unterschiedlichen Stilen kombiniert, teils mit neobarockem und altdeutschem Stuck versehen. Die repräsentative Treppenanlage ist teilweise im exquisiten Marmorstuck ausgeführt.

Die erste Planvariante der Fassade orientiert sich mit ihrer geometrischen Musterung am Stil der Wiener Moderne.



Abb. 7: Fassade Bothe & Ehrmann, Schlossgasse 14, 2019, © Foto: Stefan Üner

Hier ist die Geschäftszone als monumentale Sockelzone für die gesamte Fassade gedacht. Bei der zweiten entscheidenden Planvariante wurde der secessionistische Stil zugunsten einer neoklassizistischen Gestaltung aufgegeben, in der die Geschäftszone als eine eigenständige und monumentale Einheit erscheint.¹² Mit seiner neoklassizistischen Stilauffassung unter der Berücksichtigung zeitgemäßer Anforderungen, ist Epstein als Vertreter der modernen Baukultur beim Haus Bothe & Ehrmann zu einer eigenständigen und repräsentativen Interpretation gekommen.

Heute

Eigentümer der Liegenschaft in der Schlossgasse 14 in 1050 Wien ist die ENI Immobilienentwicklungs GmbH. Das imposante, geschichtsträchtige Mittelzinshaus mit insgesamt rund 4.300 Quadratmeter Nutzfläche wurde im März 2013 erworben und seither kontinuierlich saniert und auf den neuesten Stand gebracht. Das Gebäude besteht aus zwei Stiegen mit insgesamt 27 Mieteinheiten, von denen neun an Gewerbe und die restlichen 18 als Wohnungen vermietet sind. Das Asset Management erfolgt durch die JP Immobilien Gruppe. In der Folge wurde gemeinsam

mit dem Amt für Denkmalschutz und Sachverständigen die Sanierungsarbeiten der straßen- und hofseitigen Fassade, Sanierung der Fenster, des schlossartigen Treppenaufgangs und der Stiegenhäuser (Malerei, Beleuchtung etc.) durchgeführt. Während der ersten Vermietungsphase wurden die leerstehenden Loft-Flächen in der Stiege 2 generalsaniert und als Büroflächen an zur Historie des Gebäudes passende Unternehmer vermietet. In der zweiten Vermietungsphase konnten einige Wohneinheiten saniert und so ästhetischer Wohnraum geschaffen werden. Die noch verbleibenden Einheiten werden in der dritten Vermietungsphase 2019/20 saniert und neuvermietet.¹³

- 1 Stefan Üner: Bothe & Ehrmann, in: Wagner, Hoffmann, Loos und das Möbeldesign der Wiener Moderne. Künstler, Auftraggeber, Produzenten, hrsg. von Eva B. Ottillinger, Ausst. Kat. Hofmobiliendepot, Wien 20.3.–7.10.2018, S. 138–140.
- 2 Dagmar Spitznagl: Wien-Margareten, Neuaufl., Erfurt 2011, S. 6.
- 3 Bundesdenkmalamt (Hg.): Die Kunstdenkmäler Wiens. Wien II. bis IX. und XX. Bezirk, Wien 1993, S. 228.
- 4 Gottfried Swoboda: Galerie hervorragender Industrieller. Die Firma Heinrich Dübell & Söhne, in: Die Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung in Wort und Bild. Gratis-Beiblatt zur illustrierten Zeitschrift „Der Humorist“, Jg. 8, Nr. 21, Wien 1.9.1888, S. 2. Mit freundlichem Hinweis Mag. Franziska Leeb.
- 5 Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, OMeA, Karton 830, Jahr 1867, Rubrik 12/9, Zahl 979; Heinrich Dübells erstes Ansuchen 1854 wurde aufgrund der begrenzten Anzahl an Hoftiteln abgelehnt. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, OMeA, Karton 645, Jahr 1854, Rubrik 12/10, Zahl 4069.
- 6 Heinrich Dübell starb am 17. April 1886 im Alter von 71 Jahren an den Folgen einer Hirnhautentzündung, Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, OMeA, Karton 1105, Jahr 1886, Rubrik 12/73.
- 7 Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger, Wien 1888, S. 1210.
- 8 Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, OMeA, Karton 1142, Jahr 1888, Rubrik 12/62, Zahl 2231.
- 9 Bis 1904 war Heinrich Dübell & Söhne in der Ramperstorfergasse 19 bzw. 30 in Wien V., adressiert. Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger, Bd. 1, Wien 1903, S. 1473; Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger, Bd. 1, Wien 1904, S. 1533.
- 10 Neben dem Architekten Heinrich Dübell (25.1.1875 Wien – Februar 1958 Wien), waren in der Zwischenkriegszeit der Architekt Herbert Albert Heinrich Dübell (5.6.1888, Wien – 20.2.1955, Wien), sein Sohn Eugen Dübell (27.2.1924, Wien – 22.1.2004, Wien) und Helene Dübell (15.8.1924, Wien – 5.10.2014, Wien) für die Firma tätig. Wiener Stadt- und Landesarchiv, Handelsgericht, A45 - C - Registerakten: 20/16; Handelsgericht Wien, FN 128880 f; Personalpapiere Herbert Albert Heinrich Dübell, Bundesmobilienvverwaltung, Wien.
- 11 Handelsgericht Wien, HRB 4444; Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger, Bd. 2, Wien 1927, S. 581.
- 12 Die Kunstdenkmäler Wiens. Die Profanbauten des III., IV. und V. Bezirkes. Mit Einleitungen über die topographische und kunsthistorische Entwicklung der Bezirke, Wien 1980 (Österreichische Kunsttopographie, 44), S. 517–518.
- 13 Mit freundlichem Hinweis Rendity GmbH, Wien.



Abb. 8: Foyer in den ehemaligen Ausstellungsräumen vor der Sanierung, 2018, © Rendity GmbH, Wien



Abb. 9: Sanierte Bürofläche bei der ehemaligen Wohnungs- und Fabrikanlage, 2018, © Rendity GmbH, Wien



HOLLEIS HOTELS

ZELL AM SEE

UNIKATE MIT CHARME UND GESCHICHTE
IM ÖSTERREICHISCHEN SALZBURGERLAND
UND AN DER KROATISCHEN RIVIERA IN OPATIJA UND CRIKVENICA



HOTEL
SALZBURGERHOF
ZELL AM SEE

Das 5 Sterne Hotel von Zell am See



GRAND HOTEL
ZELL AM SEE

DIE GROSSE FERIEWELT AM SEE



MIRAMAR
DAS ADRIA-RELAX-RESORT IN ABBAZIA

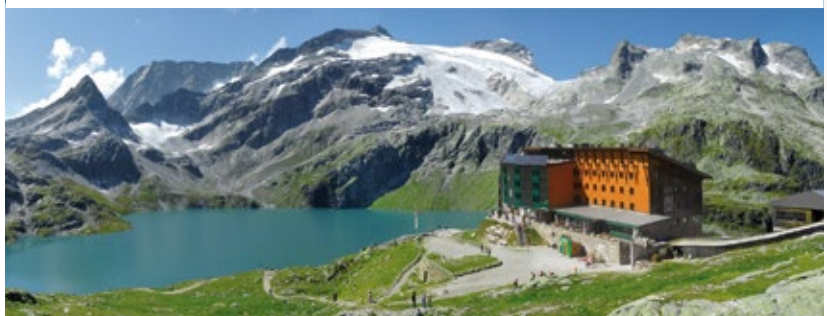


HOTEL
KVARNER PALACE
DIE EXKLUSIVE FERIEWELT AM ADRIA-STRAND



Berghotel ***
Rudolfshütte
2.315 m

Das Berghotel auf 2.315m
in der Weißsee Gletscherwelt



Familie Holleis

Esplanade 4-6 / A-5700 Zell am See / Salzburg/Austria
info@grandhotel-zellamsee.at / www.holleis-hotels.com

Buchbesprechungen

Désirée Vasko-Juhász, Die Südbahn. Ihre Kurorte und Hotels, Böhlau-Verlag, Wien – Köln – Weimar 2018, 415 Seiten, ISBN 9978-3-205-20004-8

Im Jahr 2018 feierte das UNESCO-Welterbe Semmeringbahn sein 20-jähriges Jubiläum. Fast exakt 200 Jahre zuvor hatte Erzherzog Johann nach seiner Englandreise 1815/16 die Vision entworfen, die Monarchie von Böhmen bis zum Mittelmeer mit einer durchgehenden Dampfeisenbahn zu erschließen und so bedeutende Industriegebiete zu verbinden. Ab 1835 folgten unter seinem Befehl konkrete Vorarbeiten zur Trassierung von Wien bis Triest, wobei vor allem der Gebirgsabschnitt um den Semmering Probleme bereitete. 1842 wurde daher der im Bahnbau bereits versierte Carl Ghega nach Amerika entsandt, wo er ganze 39 Eisenbahnlinien studierte. Nach Abschluss der darauf basierenden Detailplanungen starteten 1848 die Bauarbeiten, die von der internationalen Öffentlichkeit genau beobachtet wurden, 1857 konnte die erste durchgehende Fahrt aufgenommen werden.

Einige Jahrzehnte nach der Errichtung der Bahnstrecke erkannte der damalige Direktor der Südbahngesellschaft Friedrich Schüler das touristische Potential der benachbarten nunmehr leicht zugänglichen Landschaften und erschloss sie durch großformatige Luxushotels. Den Beginn setzte man 1878 im Südtiroler Toblach, dem ersten seiner Art in den gesamten Ostalpen. 1882 folgte am Semmering der Kernbau des heutigen Südbahnhotels. 1884 begründete man im kleinen Fischerdorf Abbazia (Kroatien) das dritte Hotel, das zum Nukleus eines mondänen Kurortes werden sollte. 1891 wurde in Görz (Italien) ein weiteres Südbahnhotel errichtet, andere dürfte es in Baden, Bad Neuhaus bei Cilli (Slowenien), Meran (Südtirol) und St. Peter (Slowenien) gegeben haben. Weitere Standorte werden in Graz, Laibach (Slowenien), Triest (Italien) und Rijeka (Slowenien) vermutet. Damit sind die überaus komfortablen Hotels der Südbahngesellschaft in Bekanntheit und Prominenz mit heutigen internationalen Luxusketten vergleichbar.

Trotz dieser einst so großen Bedeutung für die gehobene Gesellschaft, für die wirtschaftliche Entwicklung von ganzen Tourismusregionen und letztlich für den lange anhaltenden Trend der „Sommerfrische“ gerieten die Südbahnhotels mit dem Ende der Habsburger Monarchie ins Abseits und fast in Vergessenheit. Nur wenige Eingeweihte schätzten abseits der breiten Öffentlichkeit noch ihren mondänen Flair und interessierten sich für die Geschichten der einst hier urlaubenden Politiker und Künstler. Gar nicht im Blickpunkt lag ihre lange Zeit in Verruf geratene Architektur des Historismus.

Dies änderte sich schlagartig, als Désirée Vasko-Juhász im Jahr 2006 die Erstausgabe des hier zu besprechenden Werkes publizierte. Umgehend entwickelte sich ihre umfangreiche und äußerst dichte Materialsammlung zum bald vergriffenen Standardwerk, für das zahlreiche Kollegen eine Neuauflage wünschten, die im Jubiläumsjahr 2018 tatsächlich deutlich überarbeitet vorgelegt wurde.



Nach neuerlich jahrelanger akribischer Forschungsarbeit stehen bei diesem auf 415 Seiten erweiterten Buch wiederum die großen Hotelbauten der Südbahngesellschaft mit ihren mehrfachen Umbauten und Dependancen im Mittelpunkt. Der Bogen wird aber weiter gespannt von den bedeutendsten internationalen Eisenbahnhotels über die Architektur des Historismus bis hin zum zeitgenössischen Kulturgesehen in den Sommerfrische-Orten. Bemerkenswert sind zudem die historischen Darstellungen der einst so

prunkvollen wie monumentalen Südbahnhöfe, die weiterhin nicht monografisch aufgearbeitet sind.

Mario Schwarz steuert zudem eine längere Einleitung zum Landschaftskunstwerk Semmering bei, die mit internationalen Vergleichen die Entdeckung der Natur für Erholung und Kunst sowie die Entwicklung einer spezifischen Architektur beleuchtet.

In den letzten Jahren hat sich viel geändert. Der Historismus wird inzwischen allgemein als eigenständiger Stil anerkannt und vielfältig aufgearbeitet. Die Architektur der

Sommerfrische am Semmering ist ebenso wie die Semmeringbahn selbst in zahlreichen Publikationen thematisiert und der Bahnwanderweg erfreut sich großer Beliebtheit in allen Altersgruppen.

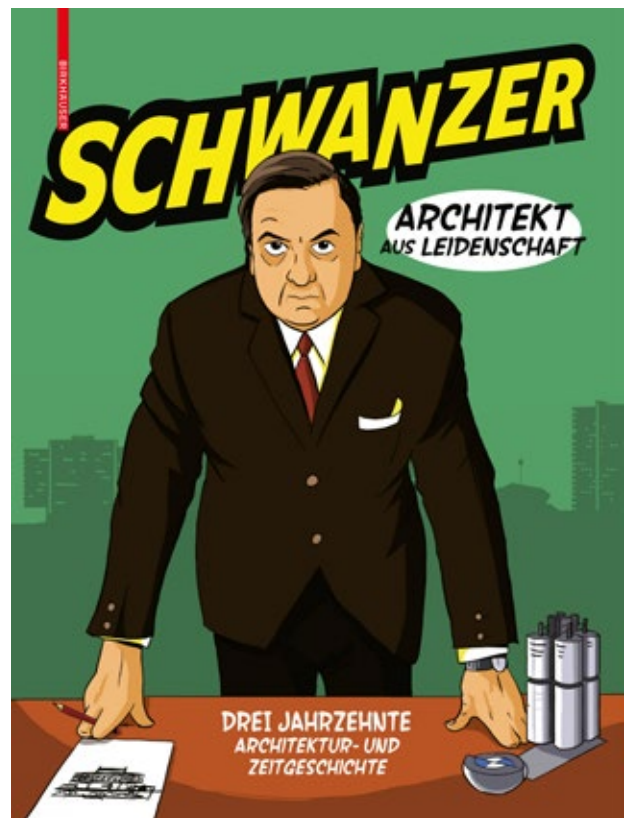
Désirée Vasko-Juhász hat dafür das Basiswerk geschaffen, das einen überaus hohen wissenschaftlichen Standard mit anschaulichen Bildern und für jeden leicht lesbarem Text verbindet. Einem bedeutenden Abschnitt der österreichischen Kulturgeschichte wird somit ein gebührendes schriftliches Denkmal geschaffen, das in keiner Hausbibliothek fehlen sollte.

rezensiert von Patrick Schicht

Max Gruber, Mirko Pogoreutz, Martin Schwanzer, Benjamin Swiczinsky, Schwanzer – Architekt aus Leidenschaft. 28 Jahre Architektur- und Zeitgeschichte in und aus Österreich (1947–1975), Birkhäuser Verlag, Basel 2018, 96 Seiten, 600 Abb., ISBN 978-3-0356-1852-5 und Stefan Oláh, Ulrike Matzer (Hg.), Karl Schwanzer – Spuren: eine Bestandsaufnahme, Birkhäuser Verlag, Basel 2019, 128 Seiten, 70 Abbildungen, ISBN 978-3-0356-1839-6

Anlässlich des 100. Geburtstages von Karl Schwanzer (1918–1975), einem der wichtigsten Architekten der österreichischen Nachkriegsarchitektur, erschienen zwei Bücher. *Schwanzer Architekt aus Leidenschaft*, dessen Titel Anleihe an dem einst von ihm selbst verlegten Buch *Architektur aus Leidenschaft* nimmt, eröffnete diesen Reigen über den international anerkannten Architekten. Karl Schwanzer prägte nicht nur durch seine Person die heimische Architektur nachhaltig. Der Workaholic errichtete nicht nur zahlreiche Gebäude (etwa 300), wovon neun bereits unter Denkmalschutz gestellt wurden, sondern bildete als Professor für Entwerfen ab 1959 an der Technischen Universität auch eine ganze Riege an Architekten aus.

Was ist jetzt das Besondere an einer Architektenbiografie? Eigentlich nichts – es gibt bereits tausende. Die eine ist im Großen und Ganzen wie die andere. Aber hier hat sich der Initiator – Martin Schwanzer, einer der beiden Söhne Karls, auf neues Terrain gewagt. Das vorliegende Buch – eine Graphic Novel – vermittelt das Leben und Werk des Architekten auf augenzwinkernde Art und Weise. Wer glaubt, bereits viel über den Getriebenen zu wissen, erfährt doch noch allerhand Neues. „Schwanzer Architekt aus Leidenschaft“ gehört weltweit zu den allerersten Comics über Architekten. Für die künstlerische Umsetzung zeichnet niemand geringerer als der Animationsfilmer Benjamin Swiczinsky verantwortlich. Der Text stammte vom Filmautor Max Gruber. Als Grundlage dienten außer



Erzählungen und Aufzeichnungen, zahlreiche Fotos, Super 8-Filme und andere Quellen.

Viele der Abbildungen lassen das jeweilige Jahrzehnt bis ins kleinste Detail wiederauferstehen. Karl Schwanzer ist wie es die Fotos auch zeigen, immer korrekt gekleidet, die Haare perfekt gescheitelt und trägt Anzug und Stecktuch. So tritt er einem seine Geschichte erzählend dem Interviewpartner entgegen. Ach ja, auch hier beauftragte er seine Sekretärin zu Hause Nachricht zu geben, dass es im Büro wieder einmal später werden würde.

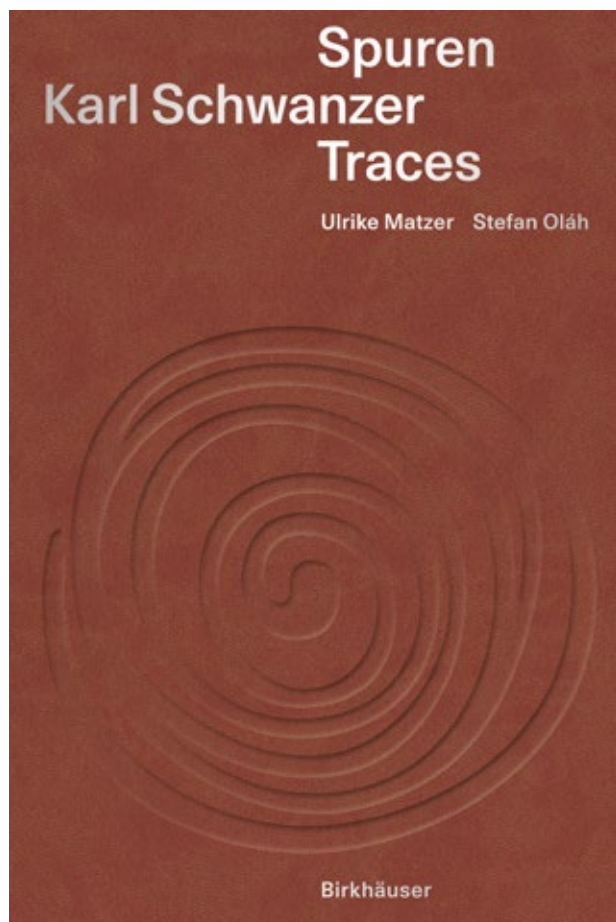
Freiheiten, wie die auf der Baustelle sitzenden Auftraggeber oder die an einem Ort versammelte Heerschar namhafter Architekten, die als Mitarbeiter in seinem Atelier tätig waren, komplettieren das Bild. Die Geschichte reicht von Karl Schwanzers Anfängen als Assistent bei Oswald Haerdtl bis zur feierlichen Übergabe des Nachlasses – den die beiden Söhne des Architekten, Martin und Berthold – dem Wien Museum zur weiteren wissenschaftlichen Bearbeitung überreichten. In der Erzählung wird auch nicht mit Verweisen auf sein ständiges Arbeiten, das Zu kurz kommen der Familie und seine Depressionen gespart.

Schauplätze sind zahlreiche Baustellen im In- und Ausland, aber auch sein legendäres Atelier in Seilergasse sowie sein Wohnhaus. Letzteres galt als österreichische Bau-Ikone der frühen 1960er-Jahre.

Das zweite Werk zu Karl Schwanzer anlässlich seines 100. Geburtstages ist das von Stefan Oláh und Ulrike

Matzer herausgegebene Buch *Karl Schwanzer – Spuren: eine Bestandsaufnahme*. Hierfür hat sich der Fotograf auf Spurensuche von Karl Schwanzers Werk gemacht. Er hinterfragt was von seinen Werken bleibt, was verschwunden ist und wie sich die Bausubstanz im Laufe der Jahre verändert. Die Idee gebar der Fotograf als er die Umgestaltung und Sanierung des 20er Hauses zum 21er Haus (heutiges Belvedere 21) fotografisch begleitete. Dabei wurde das Gebäude adaptiert, zahlreiche Gebäudeteile abgetragen, saniert und wiedererrichtet. Oláh nahm hier Schwanzers Detailqualität erstmals wahr. Die zahlreichen noch originalen Teile aus der Erstfunktion des Gebäudes – es war zuvor nichts Geringeres als der Österreichische Pavillon auf der EXPO 58 in Brüssel, der, für damalige Zeit revolutionär, wiederverwendbar konzipiert war. Historisch gesehen ist dies auch ein Schlüsselbau Schwanzers, der dafür auf der Weltausstellung nicht nur mit dem Grand Prix d'Architecture ausgezeichnet wurde sondern damit auch bedeutendes internationales Ansehen gewann.

Nach einer Einführung zu Karl Schwanzers Architektur vom Standpunkt der Architekturfotografie aus, folgt der Bildteil. Auf zahlreichen Tableaux zeigt Stefan Oláh seine Sichtweise. Er studierte hierfür Schwanzers wichtigste Gebäude und fotografierte sie in nahsichtigen Aufnahmen. So löste der Fotograf die Bauten aus ihrer Umgebung und lenkt den Blick der Betrachter auf Details – eine besondere Qualität die einen wichtigen Aspekt in Schwanzers



Werk ausmacht. Stefan Oláh macht so verschiedenste Beton- und Materialstrukturen sichtbar. Eindrucksvolle Nahtstellen zeugen von Schwanzers liebevollem und sorgsamem Umgang mit der Architektur. Doch nicht nur der große Baukörper ist Ziel des Dokumentaristen: er kehrt auch Details wie Türdrücker oder Mobiliar auf dieselbe Art und Weise hervor.

Sebastian Hackenschmidts theoretischer Text zum Industrial Design Karl Schwanzers sowie die Betrachtungen von AutorInnen dreier Generationen bilden den Abschluss des Buches. *Karl Schwanzer – Spuren: eine Bestandsaufnahme* zeigt das Werk des Architekten aus einem neuen Blickwinkel: en Detail.

rezensiert von Christoph Freyer

Patrick Schicht, Kastelle. Architektur der Macht, Michael Imhof Verlag, Petersberg 2018, 621 Seiten, 1359 Abbildungen, ISBN 978-3-7319-0724-4

Der Autor, als Architekt und Kunsthistoriker in der Bau- forschung hoch qualifiziert, legt hier ein sowohl im äußeren Erscheinungsbild des Buches, als auch, und vor allem im Inhalt gewichtiges Werk vor, das als Ergebnis einer zwanzigjährigen einschlägigen Forschungstätigkeit anzusehen ist. Ausgehend von seinen Studien über mittelalterliche Kastellburgen in Österreich hat Patrick Schicht eine Architekturform untersucht, die sich von ihrem ersten Auftreten in den antiken Hochkulturen Ägyptens und Mesopotamiens ununterbrochen bis ins späte Mittelalter und in die frühe Neuzeit fortgesetzt hat. Bei Kastellen handelt es sich um Wehranlagen, die quer über Epochen, Regionen und Herrschaftsformen anzutreffen sind und gleichsam einen architektonischen Archetypus darstellen. In der Regel besitzen sie viereckigen, womöglich quadratischen Gesamtgrundriss und sind mit vier Ecktürmen, oft auch mit mehreren weiteren Mauertürmen befestigt. Nach außen dominiert der Wehrcharakter, der innere Ausbau dient entweder nur militärischen Einrichtungen oder weist eine Randhausbebauung auf, die bis zu großzügigen Repräsentationsanlagen ausgebaut sein kann.

Der Aufbau des Buches besteht in einem historisch und geographisch geordneten Teil, der in 27 Kapiteln monarchische Reiche oder Staatswesen behandelt, in denen Kastelle der verschiedensten Variationsformen nachgewiesen sind. Zur Benützung des Werkes sehr hilfreich ist der an diese Ausführungen anschließende Teil, der eine gestraffte Chronologie (S. 532–594) darbietet, sowie eine Auswertung und Conclusio der Forschungen (S. 595–606).

Im großen Überblick ist eine auffallende Parallelität zweier Grundformen feststellbar, nämlich Kastelle mit viereckigen Ecktürmen und solche mit Rundtürmen. Der Autor bringt Beispiele beider Formgattungen schon aus

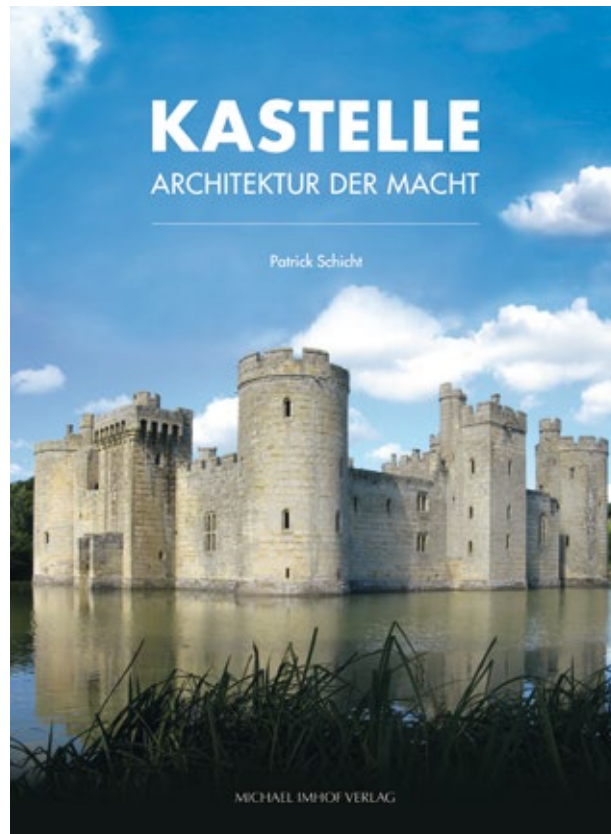
dem 2. Jahrtausend v. Chr. aus Ägypten beziehungsweise aus Zentralasien (Usbekistan, Afghanistan), wobei zwar das Vorherrschen eines Typs in bestimmten Epochen und Regionen festzustellen ist, wie die Vierecktürme im hellenistischen Kulturraum oder die Rundtürme im mittelalterlichen Frankreich, doch keine Ausschließlichkeit der einen oder anderen Form beobachtet werden kann.

Ein Forschungswerk wie das Vorliegende kann nur durch umfangreiche Bezugnahmen auf archäologische und bauanalytische Untersuchungsergebnisse unternommen werden, die bereits vorliegen, wobei der Autor aus einer Vielzahl von Publikationen das Forschungsmaterial von etwa 900 Einzelobjekten herausgegriffen hat, die ausreichende Beurteilungsmöglichkeiten liefern konnten. Die gewissenhafte Auswahl und Aktualität der herangezogenen Einzeluntersuchungen zeigt sich an deren Dokumentation in nicht weniger als 1440 Anmerkungen und einer Bibliographie von 14 Seiten. Zahlreiche der zitierten Veröffentlichungen datieren aus den Jahren zwischen 2000 und 2016. Zusätzlich zu den erforderlichen Recherchen einschlägiger Fachliteratur unternahm Schicht ab 2007 ein umfangreiches Reiseprogramm, das ihn durch große Teile Europas sowie in den Nahen Osten führte und ihm eigene Detailuntersuchungen ermöglichte. Der Rezensent erinnert sich zum Beispiel gerne an gemeinsam mit dem Autor unternommene Besichtigungen von Kastellen in Sizilien.

Besondere Schwerpunkte des Werks, die sicherlich auch aus dem besonderen Interesse des Autors zu erklären sind, bilden die Kastelle in kulturellen Begegnungsräumen, wie zwischen dem Byzantinischen Reich und den Islamischen Reichen und in weiterer Folge mit den Kastellbauten der Kreuzfahrer im östlichen Mittelmeerraum, die bemerkenswerte Überschneidungen aufweisen. In Westeuropa beherrschte die langjährige kriegerische Konfrontation zwischen England und Frankreich ab dem 12. Jahrhundert die Entwicklung des Kastellbaues und führte wahrscheinlich im Zuge der Kreuzfahrerbewegung zur Übertragung des Kastelltyps mit Rundtürmen durch Bauhandwerker aus dem armenischen Kilikien nach Westeuropa.

In Süditalien erfuhr dagegen die normannische Tradition der Kastelle mit Rechtecktürmen und

Buckelquadermauerwerk unter Kaiser Friedrich II. eine Wiederaufnahme und Weiterentwicklung. Der Herrscher war über seine Mutter Enkel des normannischen Königs Roger II. und Erbe von dessen Königreich Sizilien, zugleich aber als Nachfolger seines Vaters Kaiser Heinrich VI. deutscher König und römischer Kaiser. Sein umfangreiches Neubauprogramm von Burgen in Süditalien und auf Sizilien verbreitete die quadratische Kastellform mit Rechtecktürmen in seinem Herrschaftsgebiet und hatte lang anhaltende Vorbildfunktion für den Burgenbau der Ghibellinen in Reichsitalien. In dieser Grundrissform errichtet wurde auch der Ursprungsbau der Wiener Hofburg, der seinerseits wieder zum Vorbild für Kastellbauten entlang der Reichsgrenze gegen Ungarn, wie Wiener Neustadt, Bruck an der Leitha oder Pottendorf, aber auch späterer Burgen wie Orth an der Donau, Pressburg oder Eisenstadt wurde. Gerade die Entstehungsgeschichte der Wiener Kastellburg belegt beispielhaft im Zusammenhang mit der geplanten Erhebung der vereinigten Reichsländer Österreich und Steiermark zu einem Königtum innerhalb des Reichs, dass Kastelle in erster Linie Architektur der Macht verkörperten.



Bei der durchwegs hohen wissenschaftlichen Qualität des Werkes irritieren lediglich einige kleine Details, die vielleicht erst durch eine abschließende Textredaktion zustande gekommen sind. Sie betreffen nämlich Zwischenüberschriften, die wohl vom Autor nicht in dieser Form vorgesehen waren: So gab es weder im Mittelalter noch in der Neuzeit ein Königreich Deutschland (Zwischentitel S. 367), denn obwohl die Kurfürsten einen deutschen oder römischen König wählten, war dieser der Regierende des Heiligen Römischen Reiches, welches aber niemals als Königreich Deutschland bezeichnet wurde. Der Verfasser spricht auf S. 558 auch ganz richtig von Kastellen im Heiligen Römischen Reich. Problematisch erscheint auch der Zwischentitel Königreich Italien auf Seite 449, da sich die darin behandelten Kastelle auf das hohe und späte Mittelalter beziehen. Das Königreich Italien wurde bekanntlich erst im Jahr 1861 ausgerufen und bestand bis 1946. Im Mittelalter gehörten die Herzogtümer und Stadtrepubliken in Nord- und Mittelitalien als Reichsitalien zum Heiligen Römischen Reich, das sich nach Süden bis zum Patrimonium Petri erstreckte. Zwar erfolgten Krönungen einzelner deutscher Könige in Monza mit der lombardischen

Eisernen Krone, doch resultierte daraus keine zusammenhängende Herrschaftseinheit als selbständiges Königreich Italien. Aus dem Text des betreffenden Kapitels geht hervor, dass sich der Autor dieser Machtverhältnisse klar bewusst ist und dass die Kapitelüberschrift eine misslungene Vereinfachung darstellt. Den Leser verwundert auch, warum der byzantinische Basileios Johannes Tzimiskes in einem Zwischentitel als Kaiser John I. Tzimiskes bezeichnet wird, eine wohl verunglückte deutsch-englische Mischung durch Zugriff auf eine Publikation in englischer Sprache.

Insgesamt darf dem Verfasser zu diesem eindrucksvollen, überaus reichhaltigen Werk gratuliert werden, das einen wichtigen Beitrag zu einer aktuellen Gesamtdarstellung der Baukunst liefert.

rezensiert von Mario Schwarz

Martina Griesser-Stermscheg, Sebastian Hackenschmied, Stefan Oláh (Hg.), Bunt, sozial, brutal. Architektur der 1970er Jahre in Österreich. Fotografiert von Stefan Oláh, Verlag Anton Pustet, Salzburg 2019, 152 Seiten, ISBN 978-3-7025-0934-7

Bunt, sozial, brutal – mit diesen drei Schlagworten will das neueste Buch zur Architektur der 1970er-Jahre die Baukunst dieser Zeit festmachen. In Szene gesetzt wird das überwiegend illustrierte Buch von ganzseitigen Fotografien des durch andere Werke wie Architektur der 1950er-Jahre bekannten Fotografen Stefan Oláh. Architektur der 1970er-Jahre festmachen.

Im chronologisch gegliederten Buch wird versucht die facettenreiche Architektur der 1970er-Jahre anhand zahlreicher Beispiele festzumachen. Texte, wie der Zeitliche Überblick von Mex Reder, der ein Stimmungsbild jener Epoche aufzeigt, oder der bereits in die Fachgeschichte eingegangene scharfsichtige Abriss Friedrich Achleitners, der aus 1982 datiert und nun hier wieder abgedruckt wird sollen das Auge für die Details empfänglich machen.

Wie in Büchern Stefan Oláhs gewohnt, werden die Bauten in seiner klaren, fast klinischen, Bildsprache präsentiert. Trotz der Wärme der Farben ist die Distanz zu den etwa 40 vorgestellten Bauten spürbar.

Das Spektrum der Bauten reicht quer durch alle Bauaufgaben – es finden sich, um nur einige zu nennen Beispiele aus der Büro-, Verkehrs-, Kirchen-, Bildungs- sowie der Freizeitarchitektur. Die LeserInnen werden in die faszinierende Welt der Betonstrukturen – vor allem an Werken des sogenannten Brutalismus geführt. Hier wären unter anderem die Lüftungs- und Schachtkopfbauten des Arlbergtunnels von Hubert Prachensky, Ernst

Heiss und Ernst Lackner zu nennen. Ein weiterer Klassiker des Brutalismus in Österreich ist Karl Schwanzers Wifi in St. Pölten. Aber ebenso tauchen die charakteristischen warmen und knalligen Farben, die gerade viele Bereiche der Architektur dieser Zeit so typisch machten, auf. Die Farbvielfalt gipfelt in den Innenraumstrukturen eines Verner Panton – hier ein Partykeller in Wien, die in ihren organischen Formen und ihrer psychedelischen Buntheit ihren Ursprung in den 1960er-Jahren nicht verleugnen können. Nicht zu vergessen sei die – einem Alien gleichende – organische Form des Zentralsparkasengebäudes in der Wiener Favoritenstraße von Günther Domenig. Dieses gegen Ende der 1970er-Jahre errichtete Bankgebäude, das sich auch gegen alles Bekannte wehrt, wurde während einer Zwischennutzung – derzeit wird das denkmalgeschützte Gebäude zu einem Hotel transformiert – abgelichtet.

Friedrich Achleitner, der wie bereits erwähnt, einen seiner Texte beisteuerte, starb noch während der Produktion dieses Buches. Seiner Betrachtung aus dem Jahr 1982 ist die heutige Frage nach den weiblichen Architekten dieser Epoche beigelegt, womit das Buch auch abgeschlossen wird.

Die Autorinnen und Autoren weisen noch auf das Fehlen eines wichtigen Architekten hin, die sich in einem in Vorbereitung befindlichen Folgebild finden.

Im Großen und Ganzen ein durch kluge Textauswahl über ein Coffetablebook hinausgehendes Werk, das durch seine besonders anschauliche Zusammenstellung besticht.

rezensiert von Christoph Freyer



Atlas zum Städtebau, herausgeg. von Vittorio Magnago Lampugnani, Harald Stühlinger, Markus Tubbesing, 2 Bände, Hirmer Verlag, München 2019, insgesamt 732 Seiten, 1600 Abbildungen, ISBN 978-3-7774-2966-3

„Sie sind die Orte und Sinnbilder jener Kultur der Öffentlichkeit, die in jeder unserer Städte anders ist und ihre Besonderheit bedingt. Zugleich sind sie Lehrstücke für die Übertragung der Bedürfnisse und Ansprüche des menschlichen Lebens in gebaute Formen.“ (Lampugnani) Insgesamt 68 charakteristische Beispiele dieser eine Stadt prägenden Räume – Straßen, Plätze, Höfe und Uferpromenaden – haben Vittorio Magnago Lampugnani, Harald R. Stühlinger und Markus Tubbesing in ihrem zwei Bände umfassenden *Atlas zum Städtebau* vereint. Egal wie man es bezeichnen mag, ob als Referenz- und Nachschlagewerk, Handbuch oder Städtebauaktat, die Publikation fasziniert durch ihren Informationsreichtum, die detaillierte Recherche und die Akribie, mit der die ausgewählten Stadträume präsentiert und analysiert werden.

Basierend auf zahlreichen, in den Jahren 2012–2017 entstandenen Seminaren am Lehrstuhl für Geschichte des Städtebaus an der ETH Zürich entwickelten die drei Städtebauexperten jene Typologie, die nun den Büchern zugrunde liegt. Die Kapitelgliederung der beiden Bände über die Plätze und Straßen Europas ist dabei kongruent: Sie beginnen mit dem zentralen, repräsentativen Stadtplatz/der zentralen Hauptstraße (z. B. Grand-Place, Brüssel/Kärntner Ring, Wien), dann folgen die lebendigen und die ruhigen Quartiersplätze/Quartiersstraßen (z. B. Place Vendôme, Paris/Herengracht, Amsterdam und Circus, Bath/Via Garibaldi, Genua) sowie der blockinterne, heimelige Hof/Weg (z. B. Hackesche Höfe, Berlin/Zanggerweg, Zürich) und als Sondertypus zudem die Uferpromenade (z. B. Victoria Embankment, London). Die – wie explizit betont – subjektiv ausgewählten Beispiele aus insgesamt 13 Ländern sind als Grundtypen öffentlicher Räume zu verstehen, wobei direkt bei den einzelnen Fallbeispielen auch immer auf vergleichbare Raumgefüge verwiesen wird. Die Einzelanalysen gehen stets vom Großen ins Kleine und verdeutlichen damit das Zusammenspiel mehrerer Ebenen, die das Städtische und den Charakter einer Stadt, eines Platzes oder einer Straße ausmachen. Sämtliche Pläne wurden neu gezeichnet, sodass durch die Vereinheitlichung – gleiche Darstellungsart und gleicher Maßstab – der direkte Vergleich möglich wird.



Am Beginn steht immer ein Schwarzplan im Maßstab 1:10.000, der Einblick in die Grundstruktur der Stadt und die Lage des vorgestellten Stadtraumes gibt. Der Grauplan im Maßstab 1:2.000 macht vor allem die wiederkehrenden Grundformen erkennbar, die Platzformen, aber auch die Eigentumsstruktur, die Verkehrsführung, die Vegetation sowie die Architektur. Begleitende Texte geben einen kurzen Einblick in die jeweilige Stadtgeschichte sowie die Entwicklung des vorgestellten Raumgefüges, zusätzlich verbildlichen die von Michael Meisse stets nach den gleichen Kriterien aufgenommenen Fotografien den Charakter und das Aussehen der Plätze und Straßen. Doch damit nicht genug, entschied sich das Herausgeber-team noch zwei Schritte weiter zu gehen und auch die die Stadträume bildenden Gebäude detailliert zu untersuchen. Grundrisse, Ansichten und Schnitte im Maßstab 1:500 erlauben die Architektur genau zu studieren und für die jeweilige Platz- und Straßenform typische Repräsentanten aufzuzeigen (repräsentative öffentliche Gebäude, anonyme Geschäftshäuser mit und ohne begehbarer Erdgeschoßzone, Wohnbauten, ...). Fundierte Texte, teils auch die Baugeschichte einzelner Häuser, ergänzen diese bildlichen Darstellungen und bilden die Grundlage für den letzten Schritt, für einen weiteren Zoom. Diese abschließende Maßstabsebene konzentriert sich nun auf die Konstruktion: Im Maßstab 1:100 werden Details wie Eingangsportale, Schaufenster, Geländer und Pflasterungen aber auch

Stadtmobiliar wie Laternen oder Brunnen wiedergegeben. Historische Fotografien und Stadtpläne ergänzen die einzelnen Studien.

Die umfangreichen Analysen zeigen nicht nur die vielfältigen Ausformungen der Städte auf, sondern auch die „kulturübergreifenden, wiederkehrenden Stadtformen, Raumformen, Haustypologien und konstruktiven Prinzipien der Stadt“, wie Markus Tubbesing in seiner Einleitung über den Aufbau des Atlas schreibt. Bewusst hat man sich nicht für jüngere Beispiele entschieden, sondern nur für Plätze und Straßen, die sich bereits über einen langen Zeitraum sowohl funktionell als auch ästhetisch bewähren konnten. Der *Atlas zum Städtebau* ist sowohl ein Buch für Fachleute wie für Laien, das zudem völlig neue Standards setzt. Dass sich darüber auch die Herausgeber sehr wohl bewusst sind, belegen die einführenden Texte, die die Publikation in eine Reihe mit Klassikern wie die Architektur- und Städtebauaktate von Vitruv, Alberti, Palladio bis zu Cerdà oder Sitte stellen.

rezensiert von Anna Stuhlpfarrer

Berichte über Aktivitäten der Gesellschaft

TAGESEXKURSION NACH BRÜNN AM 15.6.2019

Nach der vorjährigen mehrtägigen Reise nach Broumov in NO-Böhmen war dieses Mal die Hauptstadt der Nachbarregion Mähren an der Reihe. Die Reiseleitung wurde von unserem Vizepräsidenten Milos Kruml und unserer Schriftführerin Daisy Vasko-Juhász wahrgenommen. Wir fuhren von unserem traditionellen Standort am Karlsplatz um 9 Uhr 30 ab und erreichten das nur knapp mehr als 100 km von Wien entfernte Brünn nach eineinhalbstündiger Fahrzeit. Erstes Ziel und zugleich Hauptattraktion war die Villa Tugendhat. Hier konnten wir nur den Garten besuchen und kurze Einblicke in den Innenraum vornehmen. Eine Besichtigung des Innenraums ist nur nach langmonatiger vorzeitiger Anmeldung möglich und war daher im Zuge unserer Exkursion schwer realisierbar. Sie wurde von Ludwig Mies van der Rohe errichtet und zählt zu den bedeutendsten Bauten der Moderne. Vom Park konnten wir aus verschiedenen Blickwinkeln den als Stahlskelettkonstruktion errichteten Bau mit den großzügig angelegten Glasfenstern

bewundern. Auch der Blick vom Park auf Teile der Altstadt ist beeindruckend.

Nach einer Stärkung im Architektur-Kafé Era machten wir uns zu einem weiteren Höhepunkt, der Festung auf dem Spielberg, auf. Sie liegt auf einen Hügel und bietet einen umfassenden Blick auf Brünn, der den vielen Strafgefangenen, die hier vor allem während der Monarchie eingesperrt wurden, verwehrt blieb. Der Besuch der Innenstadt mit alten Straßenbahnen und Bussen, dem von Fellner und Helmer erbauten Nationaltheater, der Loreto- und Johanneskirche mit Himmlischer Stiege oder das Rathaus mit von der Decke abgehängten Alligator im Eingangsbereich rundeten das Programm ab. Wer Interesse hatte sein Wissen zu vertiefen konnte dies tun, indem er/sie den ausführlichen Berichten unserer Reiseleitung lauschte. Am Abend erreichten wir wieder wohlbehalten den Ausgangspunkt zumindest um die Erkenntnis reicher, dass Brünn durch die Innenstadtgestaltung und einzelne Bauwerke ihre Nähe zur und Bedeutung für die Habsburgermonarchie zum Ausdruck bringt.

Anton Schifter



Abb. 1: Nationaltheater Brünn, (1873), Atelier Fellner & Helmer, Fotos: © Anton Schifter



Abb. 2: Blick über Brunn, Abb. 3: Ludwig Mies van der Rohe, Villa Tugendhat (1929/30), Brunn Fotos: © Anton Schifter



Nachruf auf Hofrat Univ.-Dozent Dr. Werner Kitlitschka (1938–2018)

Am 19. Oktober 2018 verstarb in Klosterneuburg im 81. Lebensjahr Hofrat Universitätsdozent Dr. Werner Kitlitschka, Ehrenmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege und Träger der Medaille für besondere Verdienste in der Denkmalpflege. Obwohl der Verstorbene seine schwere Krankheit niemals verschwiegen hat, war er bis zuletzt von großem Optimismus und Zuversicht geprägt, sodass die traurige Nachricht von seinem Ableben doch sehr überraschend kam. Erst im März hatte der Vorstand unserer Gesellschaft die Gelegenheit, Hofrat Kitlitschka zum Anlass seines 80. Geburtstags in Klosterneuburg zu besuchen und ihm die Urkunde der Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft zu überbringen.

Das Leben und Wirken von Werner Kitlitschka hat in drei wichtigen kulturellen Bereichen nachhaltige Zeugnisse hinterlassen: Im Jahr 1974 war er zum Landeskonservator des Österreichischen Bundesdenkmalamtes für Niederösterreich ernannt worden; er übte diese Funktion in dem an Denkmälern reichsten Bundesland Österreichs über 27 Jahre bis zu seiner Pensionierung aus. In seine Amtszeit fiel die Restaurierung nahezu sämtlicher Stifte und Klöster des Landes. Sein unermüdlicher persönlicher Einsatz galt auch vielen profanen Bauwerken in privatem oder öffentlichem Besitz, die vom Verfall bedroht waren und gerettet werden konnten. Entscheidend war sein Einfluss bei der Verhinderung von Planungen, die eine negative Auswirkung auf Denkmalzonen befürchten ließen, wie die Errichtung einer Autobahnbrücke in unmittelbarer Nähe des Klosters Heiligenkreuz oder Straßenführungen im Gebiet der Wachau.

In seiner Forschungsarbeit als Kunsthistoriker hatte sich Werner Kitlitschka, ausgehend von seiner Dissertation über „Rubens und die Plastik“ (1964), zunächst mit dem italienischen Freskenmaler Carpoforo Tencalla und dessen Werk im niederösterreichischen Schloss Petronell beschäftigt. Seine Teilnahme am großen Forschungsprojekt zur Wiener Ringstraße unter der Leitung von Renate Wagner-Rieger führte dazu, dass er das Hauptgewicht seiner Forschungen auf die Architektur, Malerei und Skulptur

des Historismus und die frühe Moderne Kunst verlegte. Zahlreiche Aufsätze galten Fragen aus Theorie und Praxis der Denkmalpflege, wobei ihm die Wiener Begründer der modernen Denkmalpflege Alois Riegl und Max Dvořák als Vorbilder vor Augen standen.

Als akademischer Lehrer wirkte Kitlitschka über viele Jahre als Lektor an der Akademie für Angewandte Kunst und an der Universität in Wien. 2001 habilitierte er sich mit seiner Arbeit über die Malerei des Historismus und

wirkte seitdem als Universitätsdozent am Institut für Kunstgeschichte der Wiener Universität. Hier betreute er bis zu seinem Tod nahezu hundert Diplom- und Masterarbeiten sowie Dissertationen, die ein auffallend weites Spektrum von Themenbereichen, vom Mittelalter bis zu aktuellsten Kunstformen wie Performance- und Videokunst, aufweisen.

In der Persönlichkeit Werner Kitlitschkas vereinigte sich die Pflege traditioneller Werte mit großer Aufgeschlossenheit für neue und vor allem für kreative Ideen. Sein umgängliches Wesen verschaffte ihm während seiner beruflichen Tätigkeit als Landeskonservator vertrauens-

volle Beziehungen zu Entscheidungsträgern des Landes und der Gemeinden in Niederösterreich und ermöglichte ihm ebenso eine erfolgreiche Überzeugungskraft gegenüber Privateigentümern von Denkmälern. Gegenüber seinen akademischen Studenten war Kitlitschka ein stets hilfs- und gesprächsbereiter Lehrer, der mit seinen abwechslungsreichen Vorträgen immer wieder begeisterte.

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege trauert um Hofrat Werner Kitlitschka. Sie wird ihrem Ehrenmitglied stets in Dankbarkeit gedenken.

Mario Schwarz



Abb. 1: HR Univ.-Doz. Dr. Werner Kitlitschka, © Institut für Kunstgeschichte der Universität, Wien

Autorenverzeichnis

Prof. Arch. Dipl.-Ing. Maria Auböck

Landschaftsarchitektin in Wien, Atelier mit János Kárász, em. Prof. Akademie der Bildenden Künste München, Lehrbeauftragte Akademie der Bildenden Künste Wien und Istvan University Budapest, Mitglied ÖGLA, ÖGHG, Präs. ZV Österreich, Veröffentlichungen und Forschungen zu historischen Gärten und deren Erhaltung, www.auboeck-karasz.at

Mag. Christoph Freyer

Kunst- und Architekturhistoriker, Webdesigner, derzeit Karl Schwanzer Archiv des Wien Museums, bureau@christoph-freyer.at, www.christoph-freyer.at

Mag. Dr. Alfred Fischeneder-Meiseneder

Kunsthistoriker und Architekturhistoriker, Diplom- sowie Doktoratsstudium der Kunstgeschichte am Institut für Kunstgeschichte in Wien, Studium der Architektur an der Technischen Universität in Wien, Berufstätigkeit im Bereich historischer Architektur und Denkmalpflege, fischeneder@gmx.at

Ao.Univ.-Prof. Dipl.-Ing. Dr. techn. Caroline Jäger-Klein

Universitätsprofessorin für Architekturgeschichte an der Technischen Universität Wien; permanente Gastprofessur für Architectural Heritage an der UBT Prishtina im Kosovo; Senior Scientist am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien in einem European Research Council Grant zu Habsburg-Bosnien 1878–1918 und seine Orientalisierende Architektursprache; Derzeit Präsidentin des ICOMOS Nationalkomitees von Österreich

Univ.-Doz. Dr. Manfred Koller

Studien von Konservierung-Restaurierung an der Akademie der bildenden Künste und Kunstgeschichte-Archäologie an der Universität Wien. Mitarbeiter bzw. Leiter der Restaurierwerkstätten des Bundesdenkmalamtes (1965–2005), Lektor bzw. Dozent an 4 Wiener Universitäten, Prof. h.c. Staatl. Hochschule für Bildende Kunst, Dresden, Honorary Fellow International Institute for Conservation (London), Gründer und Schriftleiter der „Restauratorenblätter“ (Wien 1973–2011)

Mag. Dr. Anton Schifter

Studium BWL (Mag.), Kunstgeschichte (Mag. Dr.), Vorstandsmitglied der ÖGDO, anton.schifter@chello.at

Dr. Mario Schwarz

Universitätsprofessor am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien, Vorstandsmitglied der ÖGDO, Mitglied des Österreichischen Nationalkomitees ICOMOS, mario.schwarz@univie.ac.at

Mag. Dr. Anna Stuhlpfarrer

freie Kunst- und Architekturhistorikerin und Kuratorin, anna.stuhlpfarrer@kunstzentrale.at

Enikő Tóth

Kunstmalerin, graduierte an der Ungarischen Universität der Bildenden Künste. Masterstudierende der Kunstgeschichte an der Katholischen Péter-Pázmány-Universität in Budapest. Forschungsthema: Die Palastarchitektur von Fellner und Helmer, bei Prof. József Rozsnyai. totheniko1993@gmail.com

Mag. Dr. Stefan Üner

Kunsthistoriker, Experte zur Österreichischen Moderne. stefan.uener@gmail.com

Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege (ÖGDO) teilt mit, dass der Jahresbetrag 2018 für ordentliche Mitglieder, der zum Bezug der Zeitschrift „**STEINE SPRECHEN**“ berechtigt, gemäß Beschluss der 32. Ordentlichen Hauptversammlung € 35,- beträgt. Der Jahresbeitrag enthält keine Umsatzsteuer.

Gebeten wird um Einzahlung oder Überweisung des Jahresbeitrages auf folgendes Konto: ERSTE BANK, Empfänger: Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, IBAN: AT94 2011 1000 3026 2860, BIC: GIBAATWW mittels Zahlschein oder Net-Banking. Bitte, vergessen Sie nicht, Name, Adresse und Zahlungszweck anzugeben.

Wenn Ihnen Denkmal- und Ortsbildpflege Anliegen sind und Sie unsere Veranstaltungen interessieren, sind Sie herzlich eingeladen, Mitglied unserer Gesellschaft zu werden.

(**Anmeldeformular** unter www.denkmal-ortsbildpflege.at/mitgliedschaft.html)

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege ist nicht für die Einholung von Bildrechten verantwortlich oder haftbar. Dies obliegt den jeweiligen Autoren und wird nach bestem Wissen in Steine sprechen durchgeführt.

Bitte entnehmen Sie alle aktuellen Vorankündigungen zu Veranstaltungen der ÖGDO dem Newsletter und der Homepage der ÖGDO (www.denkmal-ortsbildpflege.at/programm.html). Die jeweils nächste Veranstaltung ist auch über facebook <https://facebook.com/oegdo> abrufbar.

Der Bezug des Newsletters **ÖGDO-Aktuelles** kann kostenlos unter <https://eepurl.com/Nlm6z> abonniert werden.

Impressum

Eigentümer und Herausgeber: Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, A-1010 Wien, Karlsplatz 5, Künstlerhaus. Redaktion: Univ.-Prof. Dr. Mario Schwarz, Mag. Desirée Vasko-Juhász; Satz: Mag. Christoph Freyer (www.christoph-freyer.at), Druck: Medienfabrik Graz, www.mfg.at,

gefördert von:  **Bundeskanzleramt**

Informationen unter www.denkmal-ortsbildpflege.at, gesellschaft@denkmal-ortsbildpflege.at Grundlegende Richtung gemäß § 2 der Vereinsstatuten: Erforschung und Pflege der historischen Denkmäler und Aufgaben der Orts- und Stadtbildpflege.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Autoren. Vereinsmitglieder erhalten je ein Exemplar dieser Ausgabe gratis. Nachbestellungen gegen Spesenersatz. Der jährliche Mitgliedsbeitrag für 2019 beträgt € 35,- Bankverbindung: ERSTE BANK der Österreichischen Sparkassen, BIC: GIBAATWW, IBAN: AT94 2011 1000 3026 2860; ISSN: (AU)0039-1026.

Preis des Heftes € 15,- keine MWSt. (+ Porto)